

Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Januar 1915.

Nr. 1.

Das Bekenntnis Hiobs: Hiob 19, 25—27.

(Von L. Aug. Heerboth.)

Motto: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich.“ Röm. 12, 6.

I.

Unter den klaren, aber oft mißverstandenen und mißdeuteten Zeugnissen des Buches Hiob, welche die Grundlehre des christlichen Glaubens zum Ausdruck bringen, nämlich die Lehre von der Person und dem Werk unsers Erlösers, sind es besonders drei, welche dem aufmerksamen und unbefangenen, das heißt, vorurteilslosen Leser als solche sofort auffallen. Es sind die Stellen Kap. 16, 19—21; 19, 25—27; 33, 23 f. Die mittlere Stelle (19, 25 ff.) ist in ihrer Ausführlichkeit am meisten geeignet, uns ein deutliches Bild von dem Grund und dem Gegenstand der gläubigen Hoffnung Hiobs vor Augen zu führen. Hier, in Erwartung des leiblichen Todes, da er auf alles irdische Wohlergehen und langes Leben verzichten zu müssen glaubte, da er meinte, Gott sei sein Feind geworden und tue ihm unrecht (V. 6), da er auf Erden nichts weiter als den Tod in Armut und Elend erwartet, hier offenbart sich die Beständigkeit, die Unerschütterlichkeit seines Glaubens an den lebendigen Erlöser, an seinen **↪**. Und auf diesen Erlöser baut er die Gewißheit seiner dureinstigen Auferweckung von den Toten zum Leben und zum seligen Schauen Gottes. Um zum richtigen und gewissen Verständnis dieses herrlichen Glaubensbekenntnisses zu gelangen, wird es dienlich sein, einen näheren Blick auf das ganze Buch und besonders auf einzelne Aussprüche Hiobs zu werfen. Das ganze Buch behandelt das Problem: das Leiden der Frommen (der gläubigen Kinder Gottes) in der Welt. (So sagt auch D. Luther: „Das Buch Hiob handelt die Frage, ob auch den Frommen von Gott Unglück widerfahre.“ St. L. XIV, 18.) Es hat eine ähnliche Tendenz wie die Psalmen 49 und 73; auch wohl Ps. 88 ist damit verwandt.

Hier werden besonders folgende Fragen behandelt und beantwortet: 1. Warum läßt Gott auch Gerechte leiden? Die Antwort lautet: a. Weil es sein Wohlgefallen ist (Kap. 1); b. um ihren Glauben zu prüfen und zu läutern (Kap. 38 ff.). 2. Ist das Leiden in jedem Falle eine Strafe der Sünde? So dachten und argumentierten die Freunde Hiobs; jedoch ihre Reden werden von Gott als für „nicht recht“ erklärt (Kap. 42, 7, 8). Sie redeten aus der falschen Voraussetzung, daß Leiden immer eine Strafe sei, und schweres Leiden, wie bei Hiob, auch schwere Verstüdigungen notwendig voraussetze; sie urteilten leichtfertig nach dem Schein; sie wandten etliche Wahrheiten falsch an und stellten falsche Behauptungen auf, für die sie nachher Buße tun mußten (Kap. 42). 3. Ist es ein Zeichen göttlichen Zornes oder gar göttlicher Feindschaft, wenn Gott einem Gerechten Leiden auferlegt? So dachte Hiob, wie aus einer jeden seiner Reden hervorgeht. 4. Tut Gott unrecht, wenn er den Gerechten leiden, ja auch vom Satan plagen läßt? Auch zu dieser Meinung kam Hiob in der Anfechtung infolge seines großen Elendes. Aber nachher, als Gott mit ihm geredet hatte, widerrief er seine Anschuldigungen (Kap. 42, 6).

Demgemäß können wir den Skopos des Buches dahin bestimmen, daß es zum Trost der Gläubigen in Leiden und Anfechtung geschrieben ist. Wir erkennen auf Grund seiner herrlichen Glaubensbekennnisse und des ihm von dem Heiligen Geist (Kap. 1, 2; Hesek. 14, 14; Jak. 5, 11) ausgestellten Zeugnisses in Hiob einen rechten Sohn Abrahams, der aber wie Abraham auch von Gott versucht, geprüft wurde. In den Prüfungen und Leiden, die uns nach unsers himmlischen Vaters Willen widerfahren, sollen wir uns an das Vorbild Hiobs halten, der unerschütterlich festhielt im Glauben an seinen Erlöser; und aus dem ganzen Buche Hiob sollen wir gewiß werden: daß Leiden der Gläubigen ist nicht ein Zeichen der Feindschaft Gottes; und: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen“, Ps. 97, 11. Luther sagt: „Das Beispiel Hiobs zeigt, daß ein Mensch, er sei so heilig er wolle, doch in die schwerste Anfechtung fallen kann; aber daß der Heilige nicht verlassen werde, sondern endlich durch Gottes Barmherzigkeit wieder erledigt.“ (St. L. XXII, 1422.)

Was wir bei den Gläubigen des Alten Testaments durchweg wahrnehmen, das finden wir auch bei Hiob: er sah es als ein Zeichen der göttlichen Gnade und daher seines Gnadenstandes an, wenn es ihm wohl ginge, und er lange lebte auf Erden, gemäß der Verheißung des vierten Gebotes. (Dazu vgl. die Worte des Psalmisten: Ps. 102, 25: „Mein Gott, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage!“ und 55, 24: „Die Blutgierigen und Falschen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen“; u. a.1)) Wenn er den Zustand der in dem Scheol

1) Auch die Verheißung: „Und sehest deine Kinder Kinder“, Ps. 128; dazu vgl. die Worte Hiobs Kap. 14, 21.

Befindlichen als ein Schlafen, Ruhen (Kap. 3 und 14) beschreibt — fast genau wie Ps. 88 von dem „Lande des Vergessens“ redet —, so müssen wir das entweder auf Rechnung einer noch unvollkommenen Erkenntnis sezen oder auf Unklarheit im Zustande der Anfechtung zurückführen,²⁾ oder, was wohl am besten und einfachsten ist, wir müssen solche Reden dahin verstehen, daß darin nur von dem Zustande des Leibes im Grabe (Scheol = Grab) geredet wird. In solchen Aussagen wird auf den Zustand der abgeschiedenen Seele weiter keine Rücksicht genommen.³⁾

Um dem Einwurf mancher modernen Ausleger, daß Hiob 19, 25—27 nicht von seiner Auferweckung am Jüngsten Tage geredet haben könne, weil dieser Artikel noch jenseits seines Erkenntnishorizontes gelegen habe und überhaupt — wenn er im Alten Testamente gelehrt werde — erst nach dem Exil (Dan. 12, 2) in das israelitische corpus doctrinae Eingang gefunden habe, die Spize abzubrechen, sehen wir etliche Aussprüche Hiobs etwas näher an, in denen wir eine tiefe, weitreichende Erkenntnis der christlichen Heilsverwahrheiten finden. Wir lesen 14, 12 ff.: „Ein Mann [Mensch] liegt und wird nicht auferstehen; bis daß die Himmel nicht mehr sind, werden sie nicht erwachen und werden nicht aufwachen aus ihrem Schlafe. O daß du mich im Grabe bewahren, daß du mich verbergen möchtest, bis dein Zorn sich gewendet hat, daß du mir ein Ziel sethest und meiner wieder gedächtest! [Aber] wenn ein Mann stirbt, wird er wieder leben? Alle Tage meines Dienstes warte ich, bis daß meine Ablösung [oder Verwandlung] gekommen ist! [Dann] wirst du rufen,⁴⁾ und ich werde dir antworten. Nach dem Werk deiner Hände wirst du Verlangen haben. Ja dann [כִּי עַתָּה; cf. Ges.] wirst du meine Schritte zählen [das heißt, deine Liebe beweisen, wie Eltern auf die Schritte ihrer Kinder achthaben]; du wirst nicht halten über meiner Sünde [das heißt, ihrer nicht mehr gedenken]. Versiegelt in ein Bündlein wird meine Sünde sein, und du hast über meiner Missetat zugeschlossen [das heißt, sie vergeben und vergessen].“ Hier klagt Hiob, daß mit dem zeitlichen Tode alle irdische Hoffnung ein Ende habe; bis Himmel und Erde vergehen, ist keine Wiederherstellung zu erwarten. Gott verbirgt den Menschen nicht eine Zeitspanne im Grabe, um ihn dann wieder für dieses Leben zu erwecken (V. 13). Darum wartet, sehnt sich Hiob alle Tage seines mühevollen Lebens (אֲבָנָן = Kriegsdienst, Mühsal des Lebens) nach seiner Ablösung. (חַלְפָה ist militärische Ablösung im Gegensaß zu נְכָזֶב, heißt aber auch Wechsel oder Verwandlung; cf. Ps. 102, 27.

2) So Philippi, Kirchl. Obsnsl.

3) Für „Scheol“ lassen sich drei Bedeutungen nachweisen: 1. Hölle, *γέεννα*; 2. Tod, Grab, Todeszustand („Totenreich“) allgemein; 3. höllische Pein auf Erden, Leiden des göttlichen Zornes (so Ps. 6, 6). Der Kontext muß jedesmal entscheiden, welche dieser drei Bedeutungen am Platze ist.

4) Cf. LXX: *εἴτη καλέσεις*.

Dies Wort gebraucht Hiob offenbar in Form eines Wortspiels, um beides, Ablösung und Erneuerung, auszudrücken, wie er ja im folgenden auf die sich an ihm bei der Auferweckung offenbarenden Gnade abzielt.) Du wirst rufen, und ich werde dir antworten (wenn er die Stimme des Sohnes Gottes hört, so wird er mit Freuden hervorgehen!); denn dann ist nichts als Gnade bei Gott, kein Zorn mehr über seine Sünde, sondern volle Vergebung, also Leben und Seligkeit. Wenn er dann (14, 18 ff.) fortfährt: „Aber nichtsdestoweniger wird der fallende Berg fallen, und der Stein wird von seiner Stätte versetzt; das Wasser reibt die Steine ab, mit ihrem Nachwuchs bedeckt du den Staub der Erde, und die Hoffnung des Menschen machst du zunichte. Du überwältigst ihn auf immer, und er fährt dahin; du entstellst sein Angesicht und sendest ihn hinweg. Kommen seine Kinder zu Ehren, so weiß er es nicht; oder sind sie gering, so merkt er nicht mehr auf sie. Ja, sein Fleisch an ihm betrübt [grämt] sich, und seine Seele ist betrübt in ihm.“ Da will Hiob offenbar sagen: Obgleich ich die felige Hoffnung, ja Gewißheit einer Auferstehung zum seligen Leben habe, so muß ich doch meine irdische Hoffnung begraben. Es geht auf Erden nach dem Lauf der Natur: Wie ein fallender Berg nicht mehr aufgehalten wird, so muß der Mensch sterben, wenn seine Zeit da ist nach Gottes Bestimmung; und wenn auch der Nachwuchs die Erde bedeckt, so weiß der Dahingefahrene doch nichts mehr von dem Schicksal seiner Kinder.

Aus dieser ganzen Rede geht hervor, daß Hiob wohl von einer Auferstehung am Jüngsten Tage wußte, daß er aber das nach seiner Meinung ihm bestimmte frühe Abscheiden von dieser Erde als ein Zeichen des göttlichen Zornes ansah und beklagte. Aber auch in dem Falle, daß man diese Übersetzung bezweifelte und die Worte V. 14 ff. als im modus unrealis geredet auffassen wollte: „Wenn der Mensch stirbt, wird er wieder leben? Dann wollte ich alle Tage meines Elendes warten [nämlich gerne warten], bis daß meine Ablösung gekommen ist. Du würdest rufen, und ich würde dir antworten; . . . meine Sünde und Missetat würde versiegelt und verschlossen sein“ usw., selbst wenn man die Worte in dieser sehr unwahrscheinlichen Fassung nehmen wollte, so ginge dennoch aus denselben die Ansicht Hiobs von dem Zustande nach der Auferweckung hervor. Seine Meinung wäre dann diese: „Wenn Gott mich auf eine Zeitlang sterben lassen wollte, um mich dann wieder für dieses irdische Leben zu erwecken, so wollte ich das gerne leiden; denn mit dem Tode wäre alle meine Sünde von mir abgetan und von Gott völlig vergeben, und nach einer solchen Auferweckung befände ich mich Gott gegenüber in gleichem Verhältnis, wie es nach der Auferweckung am Jüngsten Tage der Fall sein wird: kein Zorn, keine Sünde mehr!“ Daß bei dieser Fassung (irreal) dies der Grundgedanke Hiobs sei, nämlich die Reflexion auf den Zustand nach der Auferstehung des Jüngsten Tages, kann nicht abgeleugnet oder be-

stritten werden. Dann wäre seine irdische Hoffnung, seiner Kinder Kinder zu sehen und ein glückliches langes Leben zu genießen, nicht zerstört, sondern erfüllt.

Eine andere Aussage Hiobs (21, 30) beweist uns, daß er auch die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes am Jüngsten Tage, das Jüngste Gericht, sehr wohl kannte. Bophar wollte ihn zu einem Gottlosen (**נָגֵן**, Heuchler, Rückloser) stampeln, an dem sich Gottes Zorn offenbare (20, 4 ff.). Darauf antwortet Hiob, daß der Gottlose gewißlich unter den Zorn Gottes falle (21, 16—22), daß aber in diesem Leben nicht immer der Gottlose seine Strafe finde: „Der eine stirbt mitten im Wohlstand [oder: in seiner Vollkraft], ganz in Sorglosigkeit und Ruhe; seine Adern [oder Leib] sind voll von Fett, und das Mark seiner Gebeine ist durchfeuchtet [saftvoll]; und ein anderer stirbt mit verbitterter Seele und hat nicht das Gute genossen. Beisammen liegen sie im Grabe (**רַפֵּעַ לְעֵד**), und der Wurm bedeckt sie. Siehe, ich kenne eure Gedanken und eure Anschläge, mit welchen ihr gegen mich Gewalt übt [das heißt, mich mit Gewalt zu einem Gottlosen machen wollt], wenn ihr sagt: Wo ist das Haus des Tyrannen, und wo ist das Zelt der Wohnungen der Gottlosen [geblieben]? Habt ihr denn nicht die Wanderinger am Wege [erfahrene Leute, die viel gesehen haben] gefragt und ihre Zeichen [Tatsachen, die das Gegenteil beweisen] nicht erkannt? Nämlich, daß der Böse aufgespart wird auf den Tag des Verderbens; zum Tage des Zornes werden sie geführt!⁵⁾ Wer kann ihm ins Gesicht seinen [bösen] Weg anzeigen? Und was er getan hat, wer wird es ihm vergelten? [Das heißt, Menschen können es nicht einmal wagen, ihn wegen seines bösen Wandels zu strafen usw.] Er wird zu Grabe geführt und ruht unter dem Grabhügel. Süß [= leicht] sind ihm des Tales Schollen, und hinter ihm her zieht alle Welt und vor ihm eine zahllose Menge [nämlich bei seinem Begräbnis].“ Aus dieser Rede erkennen wir, daß Hiob auch sehr wohl den Artikel von dem Jüngsten Gericht, dem Tage der Offenbarung des „Zornes Gottes über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen“, kannte. — Zu dem Bisherigen kann man auch die Worte Gottes Hiob 38, 13—15 vergleichen, in denen von der Verwandlung der Erde und von dem Gericht über die Gottlosen die Rede ist.

Noch ein Glaubenszeugnis Hiobs wollen wir hören, ehe wir mit der Behandlung von 19, 25 ff. beginnen. Es findet sich 16, 19 ff. Da lesen wir: „Er zerreißt mich Riß auf Riß; er läuft gegen mich an wie ein Kriegsmann. Einen Sack habe ich um meine Haut gebunden, und mein Horn habe ich in den Staub versenkt [das heißt, meine irdische Hoffnung habe ich begraben]. Mein Angesicht brennt von meinem

5) Führen, an sich neutral; cf. Jes. 53, 7: „zur Schlachtung führen“. Man beachte, daß Budde das unbequeme **לִיְמָה** mit **בַּיּוֹם** vertauschen möchte: „verschont a m Tage“ usw.

Weinen, und auf meinen Augenlidern liegt Todesschatten. [Das hat mich betroffen] nicht wegen Unrechts in meinen Händen, und mein Gebet ist rein! Erde, verbirg nicht mein Blut, und für meine Wehklage sei keine Stätte [da man sie nicht höre⁶⁾]! Aber nun (נַעֲזֵר אָבָר = gleichwohl [Gef.]; hier adversativ; cf. Ps. 52, 7: אָבָר = aber). Siehe, im Himmel ist mein Zeuge, und der für mich zeugt, ist in der Höhle Meine Freunde sind Spötter;⁷⁾ [aber] zu Gott tränet mein Auge! Und er wird für den Mann eintreten bei Gott [als Advokat seine Sache führen vor Gott] und des Menschen Sohn für seinen Freund. Aber [nun] ist die Zahl der Jahre gekommen, und auf dem Wege, von dem ich nicht wiederkehre, fahre ich dahin.“ (V. 14—22.) Ein hochwichtiges Zeugnis und Bekenntnis! Welche Tiefe und welche Präzision der Heilserkenntnis wird uns da enthüllt! Hiob meint zwar, Gott sei sein Feind geworden und habe ihn bereits dem Tode zur Beute gegeben. Aber dennoch verzagt er nicht. Er weiß, daß sein „Gebet rein“, sein Gewissen gegen Gott unbefleckt ist. Er wünscht, daß auch auf Erden seine Unschuld erkannt werde, und daß auch Menschen seine Klage vernehmen (V. 18). Aber wenn das auch nicht geschieht, so weiß er doch, daß er einen Zeugen und Sachwalter im Himmel hat, einen Fürsprecher, der für ihn eintritt und seine Sache führt. Denselben nennt er Gott: „Zu Gott tränet mein Auge.“ Und von diesem seinem Gott und Fürsprecher sagt er, daß derselbe „vor Gott für ihn eintreten und als des Menschen Sohn für ihn, seinen Freund, reden werde“. Er erkennt also in Gott mehrere Personen, und seinen Zeugen und Fürsprecher nennt er nicht allein Gott, sondern auch des Menschen Sohn. Wahrlich, Hiob muß eine gute Kenntnis der Christologie und der Heilslehre im allgemeinen besessen haben! — Auf diese Aussage Hiobs (16, 19 ff.) werden wir bei der Auslegung von 19, 25 ff. zurückgreifen müssen; denn in den soeben angeführten Worten liegt der Schlüssel des Verständnisses dazu; sie sind ohne allen Zweifel eine erklärende Parallelie; denn der „Zeuge“ und „Fürsprecher“ ist kein anderer als der „Goel“, wie auch 33, 23 bezeugt.

Auf die seit der Zeit des Nationalismus über Hiob erschienenen Kommentare dürfen wir uns nicht allzusehr verlassen. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Verfasser von dem Unglauben, von der modernen Theologie der Negation, mehr oder weniger infiziert; und selbst positiv sein wollende Ausleger glauben sich genötigt, hie und da und auch in unserer Stelle der negativen Theologie Konzessionen machen zu müssen. Man hat auch die Bekenntnißworte Hiobs (19, 25 ff.) ihres eigentlichen Inhaltes zu entleeren gesucht, und zwar unter Aufsichtung der Sprachforschung sowie durch neuerdings so beliebte Textemendationen (be-

6) oder: da sie bleiben möge. Die Klage soll durch alle Lande gehen.

7) Richtigter vocalisiert: „Mein Fürsprecher ist mein Stammesverwandter“ (גָּלִילִי); cf. Kap. 33, 23. Diese Fassung entspricht dem parallelismus membrorum.

sonders seit Wellhausen). Man geht von dem Prinzip aus, daß Hiob noch nichts habe wissen, also auch nichts habe sagen können von einem Erlöser im christlichen Sinn, von einem Jüngsten Tage, von einer Auferstehung der Toten usw. Man sucht, wie schon manche — aber nicht alle! — jüdische Ausleger, diesen Worten den Sinn unterzulegen, als spreche Hiob darin seine Hoffnung auf Wiederherstellung seiner irdischen Glückseligkeit aus — entgegen dem Zeugniß aller seiner andern Reden! Man will ferner aus seinen in der Anfechtung mit erschrockenem und „verwirrtem Geiste“⁸⁾ gesprochenen Klagen über das Dahinsinken seiner irdischen Hoffnungen, wie Philippi sagt, „das dogmatische System [Hiobs] konstruieren“. („Will man etwa aus seinen Worten in der bangen Stunde seine ganze dogmatische Überzeugung konstruieren?“ Kirchl. Gbl., 1. Aufl., 6, 58.) Dann fügt er hinzu: „Den schlagendsten Beweis hierfür liefern Hiobs im Momente der Anfechtung, vgl. Hiob 10, 21 f.; 14, 21 f., und im Momente der Glaubenszubericht, vgl. 13, 15 f.; 19, 25 ff., gesprochene Worte.“ — Wir werden uns daher, um dergleichen scheinbare Einwürfe zu entkräften und zu exegetischer Gewißheit zu gelangen, etwas eingehender mit dem Wortlaut beschäftigen müssen. Dabei halten wir fest an der obersten Regel, daß Schrift durch Schrift erklärt werden muß; daß jeder Redner oder Autor selbst sein bester Ausleger ist, und daß Kontext und Parallelen den Sinn entscheiden. Wir dürfen aber auch nicht mit der Absicht ans Werk gehen, etwa unter allen Umständen Luthers Übersetzung als richtig herausarbeiten zu wollen, oder — koste es, was es wolle — hier den Artikel von der Auferstehung des Fleisches herausgegesiezen zu müssen; nein, möglichst frei von allem Vorurteil und von aller Voreingenommenheit wollen wir den Sinn der Worte Hiobs, die uns der Heilige Geist zu unserer Belehrung und zu unserm Trost hat aufzeichnen lassen, zu erforschen suchen. Wenn wir nun dazu um die erleuchtende Gnade des Heiligen Geistes bitten — denn allein „in seinem Lichte sehen wir das Licht“ —, so werden wir durch seine Gnade auch zu einem klaren, aber auch zu einem gewissen Ergebnis gelangen. Unser Motto sei hierbei die göttliche Regel: Scriptura Scripturis! Röm. 12, 6.

II.

Wir vergegenwärtigen uns zunächst den Inhalt unsers Textkapitels, um den Zusammenhang herzustellen. Im 19. Kapitel verteidigt sich Hiob gegen die verblümte Anschuldigung Bildads (Kap. 18), daß sein Leiden die Strafe seiner Gottlosigkeit sei (verblümt, weil Bildad im allgemeinen — in der dritten Person — einen Gottlosen und dessen Strafe darstellt). Hiob antwortet: „Wie lange betrübt ihr meine Seele und zerschläget mich mit Worten? Habe ich denn wirklich mich vergangen? [So Ges., B. 4.] Erfennet doch, daß Gott mir unrecht tut [*נִזְעֵךְ* = das Recht beugen; 34, 12]; und mit seinem Jagd-

8) Kap. 17, 1; Ges.: „verstört“.

neß hat er mich eingeschlossen. Siehe, ich klage über Vergewaltigung, aber ich werde nicht erhört; ich schreie, aber da ist kein [gerechtes] Gericht. Meinen Weg hat er versperrt, so daß ich nicht gehen kann, und auf meine Pfade hat er Finsternis gelegt. Meine Herrlichkeit hat er mir ausgezogen [geplündert] und meine Krone von meinem Haupte entfernt. Ringsum hat er mich niedergerissen, und ich fahre dahin; denn wie einen Zeltpflock hat er meine Hoffnung ausgerissen. Denn sein Zorn ist über mich entbrannt, und er sieht mich an als seinen Feind. Miteinander kommen an seine Heersäulen und werfen ihren Weg wider mich auf und haben sich rings um mein Gezelt gelagert. Meine Brüder hat er ferne von mir getan, und meine Bekannten [die mich lieben] sind sogar fremd gegen mich geworden. Meine Nächsten sind gewichen, und die ich liebte, haben mich vergessen. Die Fremdlinge [Skaven] in meinem Hause und meine Mägde halten mich für einen Fremden; ein Unbekannter bin ich in ihren Augen geworden. Ich rufe meinem Knechte, so antwortet er nicht; mit meinem Munde muß ich ihn anflehen! Mein Odem ist meinem Weibe entfremdet, und ich stinke [so Ges.; sonst: ich flehe] vor den Kindern meines Leibes. Sogar die Knaben verachten mich; ich erhebe mich, so reden sie wider mich. Es verabscheuen mich alle Leute meines vertrauten Umgangs; und die ich liebte, haben sich gegen mich verwandelt. An meiner Haut und an meinem Fleische klebt mein Gebein [oder nach LXX: in meiner Haut . . . ist mein Gebein faul geworden]; und ich bin [kaum] entronnen mit meinem Zahnsfleisch [mit der Haut meiner Zähne]. Habt Erbarmen mit mir! Habt Erbarmen mit mir, ihr, meine Freunde! Denn die Hand Gottes hat mich geschlagen! Warum verfolgt ihr mich wie Gott [es tut] und könnt von meinem Fleische nicht satt werden? O daß doch meine Worte geschrieben würden, daß sie doch in ein Buch geordnet würden! Mit eisernem Griffel auf Blei, auf ewig in Stein gemeißelt würden! Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als Letzter wird er auf dem Staube auftreten. Und danach wird man mit meiner Haut dieses umgeben, und aus meinem Fleische werde ich Gott schauen. Denselben werde ich mir [zugute] schauen, und meine Augen werden [ihre Lust] sehen und nicht ein anderer! Meine Nieren sind verzehrt in meinem Schoße. Wenn ihr sprecht: Wie sollen wir ihn verfolgen? so ist ein Grund der Sache [Ursache dazu] [bald] in mir gefunden. [Aber] fürchtet euch vor dem Schwerte; denn ein Zorn⁹⁾ über Missertaten ist das Schwert, auf daß ihr innenwerdet, daß es ein Gericht¹⁰⁾ gibt!"

Hiob klagt hier zunächst darüber, daß seine Freunde ihm unrecht tun, wenn sie ihn durchaus als Gottlosen hinstellen wollen, der nun

9) מִנְחָה hier nicht in der regelmäßigen Form des status constructus.

10) מַגְשֵׁם oder מַגְשֵׁם (kt.) gibt Fürst: „ein Mächtiger“, wohl wegen des nur hier (bei Hiob) vorkommenden ו als Konjunktion.

Gottes Strafe leiden müsse. Er weiß, daß er fromm und gottesfürchtig gewandelt und das Böse gemieden hat. Darum aber beschuldigt er nun Gott selbst, daß der ungerecht mit ihm handle, ihm Gewalt antue, ihn nicht erhöre, daß Gottes Zorn über ihn entbrannt sei, und daß Gott alle seine Plagen gleichwie Heerhaufen gegen Hiob ausgesandt habe. Endlich fleht er um Erbarmen, daß seine Freunde ihn doch nicht so quälen möchten mit ihren falschen Voraussetzungen und Anschuldigungen. Er wünscht, daß seine Worte aufgeschrieben, der Nachwelt überliefert würden, damit ihm, wenn nicht von seinen Zeitgenossen, so doch von späteren Generationen eine gerechte Beurteilung, das ist, Anerkennung seiner Unschuld, werde. Aber auf die Erfüllung dieses Wunsches muß er nach seiner Meinung verzichten. Aber wenn seine Unschuld in der Zeit dieser Welt auch nicht mehr offenbar wird, wenn er jetzt auch unter dem Zorn Gottes sein irdisches Leben beenden und dahinfahren muß, so ist er doch dessen gewiß, daß er einen Erlöser, **חַסָּדָה**, hat, welcher lebt und endlich auf Erden erscheinen und ihn rechtsfertigen wird. Ja, dann wird er, er selbst, der er jetzt ist, nicht ein anderer, zum seligen Schauen Gottes gelangen. Danach sehnt er sich von ganzem Herzen. Zum Schluß warnt er noch seine Freunde, sich nicht an ihm zu versündigen; denn es gibt ein Gericht!

Nach diesem Überblick können wir erkennen, daß wir hier eine Sachparallele zu 16, 18 ff. haben. Wie er hier (Kap. 19) wünscht, daß seine Worte auf ewig geschrieben würden, so ruft er auch dort: „Erde, verbirg nicht mein Blut!“ usw. Wie er hier sich seines Erlösers, der ihm endlich zum Recht helfen werde, tröstet, so beruft er sich auch dort auf seinen Zeugen und Fürsprecher, auf des Menschen Sohn, seinen Stammverwandten im Himmel. — Wie schon bemerkt, werden wir nun bei der Auslegung von 19, 25 ff. auf diese Parallele besonders reflektieren müssen, um die Worte Hiobs und seine Vorstellungen daraus zu ergänzen und zu verstehen.

V. 25: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ (**וְאֶنְיָדֻתִי חַיְלִי**). Wir müssen hier das verbindende **ו** im adversativen Sinn = „aber“ verstehen; denn sowohl der Zusammenhang als auch die Parallele zwingt uns dazu. Hiob hat unmittelbar vorher einen aller menschlichen Voraussicht nach unerfüllbaren Wunsch ausgesprochen, nämlich daß seine Worte zu ewigem Gedächtnis der Nachwelt überliefert werden möchten, damit ihm doch von derselben, wenn nicht von seinen Zeitgenossen, eine Anerkennung seiner Unschuld widerfahre. Wenn dies aber auch nicht geschehen wird, will er sagen, so habe ich doch eine gewisse Hoffnung: die Hoffnung auf meinen Erlöser, der „zulebt“, endlich, mich rechtsfertigen wird. Ebenso redet er 16, 18 f.: „Erde, verbirg nicht mein Blut! Und meine Wehklage komme nicht zum Stillstand!“ Wenn aber doch gewißlich die Erde sein Blut aufnehmen und bedecken, und seine Wehklage verhallen wird, so hat er dennoch (16, 19) einen ewigen Zeugen im Himmel, der ihm zum Rechte helfen, für ihn

eintreten wird. — Durch das Pronomen יְהִי stellt er nicht allein sich seinen Freunden, "die seine Schuldlosigkeit bestritten, nachdrücksvoll gegenüber, sondern betont auch die Gewißheit dessen, was er hier bekennt: ich bin dessen unerschütterlich gewiß. יְהִי bezeichnet das Kennen, Erkennen, Wissen, besonders auch auf dem religiösen Gebiete: Gottes Wesen und Willen kennen (cf. Ps. 79, 6; 36, 11 et al.). Es hat den Nebenbegriff der Gewißheit; was jemand erkannt hat, wessen er innegeworden ist, das ist ihm zur Gewißheit geworden. Dazu vergleiche die Worte des Apostels: „Ich weiß, an welchen ich glaube“, 2 Tim. 1, 12.

Hiob ist dessen gewiß, daß sein Erlöser, לַיְלָא, lebt. לַיְלָא ist substantiviertes Partizip von לְאַלְאַ = auslösen, loskaufen. Es bezeichnet besonders die dem nächsten Verwandten obliegende Einlösungspflicht. Wenn z. B. jemand ein Stück Land verkaufen mußte (Ruth 4, 4, 6), oder wenn jemand als Sklave verkauft worden war (Lev. 25, 48 f.), so war es des nächsten Verwandten Pflicht, als „Erlöser“ einzutreten. Ganz besonders wird לַיְלָא von Gott als dem Erlöser Israels gebraucht. Und welche Person in Gott speziell dadurch bezeichnet wurde, erkennen wir deutlich aus Gen. 48, 15. 16. Als Jakob die Söhne Josephs segnete, sprach er: „Der Gott, vor dem meine Väter Abraham und Isaak gewandelt haben; der Gott, der mich ernähret hat [geweidet hat als ein Hirte], seit ich bin, bis auf diesen Tag; der Engel, der mich erlöst hat aus allem übel, segne die Knaben“ usw. Er nennt also den „Engel des Herrn“ (cf. Hiob 33, 23), die zweite Person in Gott, nicht allein den Gott Abrahams und Isaaks und seinen Hirten (cf. Ps. 23, 1), sondern auch seinen Erlöser aus allem übel, der auch Quelle und Spender alles Segens ist. Ebenfalls instruktiv ist auch Ps. 119, 154. Da heißtt es: „Führe meinen Rechtsstreit und erlöse mich; gemäß deinem Worte erquide mich!“ Der Psalmist bittet seinen לַיְלָא um seine Vertretung und Fürsprache im Gerichte Gottes; er weiß, dann wird er erlöst sein von allem verdammenden Urteil. Dabei beruft er sich auf die im göttlichen Worte gegebene Verheißung, daß dieser Erlöser für ihn eintreten werde. So beruft sich ja auch Hiob 16, 19 auf seinen Zeugen und Fürsprecher im Himmel, der vor Gott seine Sache führen werde; und ebenfalls hier (19, 25) getrostet er sich seines לַיְלָא, der ihm endlich zum Recht helfen werde. Auch möge hier 33, 23 verglichen werden, wo der Erlöser sagt: „Läß ihn los, daß er nicht ins Verderben fahre; ich habe eine Versöhnung gefunden.“ So ist es schon aus dem Buche Hiob allein klar, daß dieser לַיְלָא kein anderer als der Versöhnner (Hebr. 9, 24), unser Herr Jesus Christus, ist, den Hiob ja auch 16, 21 als „des Menschen Sohn“ und als seinen „Freund“ (das heißtt, Stammesgenossen) bekennt.

Wollen wir eine klare Vorstellung gewinnen, was und wen Hiob unter seinem לַיְלָא versteht, so müssen wir notwendig alle seine Aus-

sagen über denselben zusammenstellen und die einzelnen Prädikate oder Bühne zu einem vollständigen Bilde vereinigen. Kap. 16 nennt er ihn 1. seinen Zeugen, der jetzt im Himmel, in der Höhe, ist; damit bezeichnet er ihn als den allwissenden Gott. 2. Er nennt ihn seinen Freund oder Stammsgenossen; damit bekennt er ihn als solchen, der auch zugleich Mensch ist oder doch werde (er hat also Gen. 3, 15: „des Weibes Same“ im Sinne). 3. Er nennt ihn seinen Fürsprecher, der vor Gott für ihn eintreten werde, also seinen Hohenpriester. 4. Er bekennt ihn als Gott, „zu dem sein Auge tränkt“, das heißtt, dem er sein Leid klagt, und auf den er seine Hoffnung setzt. 5. Er nennt ihn ausdrücklich des Menschen Sohn (ein Wunder, daß Neuere das für einen Tertfehler halten und 16, 21 statt יְהִי setzen wollen). Kap. 33, 23 wird derselbe ebenfalls der Fürsprecher (*רָאֵל*), der Engel vor Tausenden (sonst der „Engel des Herrn“) und der Versöhnner, der „eine Versöhnung gefunden hat“ (Hebr. 9, 24), genannt. Und hier (19, 25) bekennt Hiob ihn 6. als den Erlöser, der da lebendig ist, ewig lebt; 7. als den Richter, der ihm zum Recht helfen und seine Schuldlosigkeit offenbar machen wird; 8. als den, der zuletzt, als „der Letzte“, auf Erden erscheinen wird (*עַפְרֵל*); 9. als den, der auch seinen Leib wieder aus dem Tode erwecken wird. (Dieser letzte Zug muß freilich noch im folgenden als solcher erwiesen werden.)

Wenn wir nun nochmals den Nachdruck auf die Benennung *חֶסֶד* legen, womit der nächste Verwandte bezeichnet wird, der ihn loslaufen werde, so liegt es klar zutage, daß Hiob unter diesem *חֶסֶד* eben denselben verstand, den auch Jakob und David und alle Gläubigen des Alten Testaments darunter verstanden.¹¹⁾ Auch das Buch Hiob operiert mit denselben Begriffen der übrigen Schrift, wie ein genaues Lesen und Vergleichen leicht erweist. Diesen Erlöser nennt Hiob *חֶסֶד*, „mein Erlöser“, um seinen Glauben, sein festes Vertrauen auf denselben, seine Zugehörigkeit zu demselben zu bezeugen; durch das Pronomen „mein“ eignet er sich denselben an, verbündet sich mit ihm. Wäre er wohl Erlöser, aber nicht „mein Erlöser“, so könnte ich nicht auf ihn hoffen.¹²⁾ Diesem seinem *חֶסֶד* legt Hiob das Prädikat *חַי* bei: Er lebt! Ob wir dies *חַי* als Verbum oder als Adjektiv fassen („Er lebt“ oder: „Ich kenne meinen Erlöser „als den Lebendigen“), ist von keiner Bedeutung; es bleibt derselbe Sinn. Und wenn wir nun bedenken, wen er unter seinem *חֶסֶד* versteht, nämlich den „lebendigen Gott“ (den David *אֱלֹהִים* nennt, Ps. 42, 3), so ist es selbstverständlich, daß er lebt. Der „schläft noch schlummert nicht“, viel weniger ist er tot. Gerade dieses Leben seines Erlösers ist ihm Bürgschaft dafür, daß derselbe seiner nicht vergessen, sondern sich an ihm auch als *חֶסֶד* be-

11) Cf. Joh. 20, 17; Röm. 8, 29 („Bruder“).

12) Er will damit sagen: „An mir wird er sich als Erlöser erweisen.“

weisen wird. Ein bloß menschlicher **↪** könnte sterben oder auch (wie bei Ruth 4) seinen „Schuh ausziehen“ und auf das Recht der Erlösung verzichten oder dieser Pflicht sich entziehen. Beides ist bei dem idealen **↪** absolut ausgeschlossen, undenkbar. Wie sollte der sich seines Rechtes oder seiner Pflicht entschlagen wollen, der als Lösegeld sein Blut und Leben dargebracht und durch sein göttliches Wort sich verpflichtet hat (cf. Ps. 119, 154; Hos. 13, 14 et al.), Hiobs und aller seiner Brüder **↪** zu sein! „Es ist unmöglich, daß Gott lüge.“ „Er ist nicht ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue.“

Aber das Prädikat **'n** besagt noch mehr. Wir haben erkannt, daß Hiob seinen Erlöser „Gott“ und „lebendig“ nennt. Das Leben Gottes aber ist kommunikativ; er hat nicht nur ewiges Leben, sondern er teilt es auch mit. Wir ersehen das aus genauer Erwägung solcher Schriftstellen wie Joh. 5, 25, 26: „Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, werden leben. Denn gleichwie der Vater hat das Leben in sich selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in sich selber.“ Wie also der Vater das Leben hat und sein Leben dem Sohne mitteilt, so hat auch der Sohn das Leben und teilt es mit, um die Toten lebendig zu machen. Und wenn der Herr weiter sagt: „Und er hat ihm auch Macht gegeben, das Gericht zu halten, weil er des Menschen Sohn ist“, so erkennen wir: dieser Jesus ist derselbe, von dem Hiob redet, den er auch als „Richter“ und „Menschensohn“ beschreibt. Im Lichte dieser neutestamentlichen Stelle erkennen wir dann auch die eigentliche Bedeutung des **'n** bei Hiob: damit ist der Erlöser nicht allein als selbst lebend, sondern auch als lebendigmachend, Leben mitteilend, bezeichnet. Und auch die folgenden Worte des Herrn weisen ausdrücklich auf die große Lebendigmachung am Jüngsten Tage hin: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören“ usw. (V. 28 f.). Daz aber Hiob von seinem Erlöser „zur letzten Zeit“, am Jüngsten Tage, wenn derselbe „auf Erden“ erscheinen wird, die Mitteilung des Lebens erhofft, lehren uns seine Worte V. 25 b. Die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ bringen somit auch den Glauben Hiobs zum Ausdruck, daß der **↪** ihn seines Lebens, des ewigen Lebens, teilhaftig machen werde, ihn aus der Gewalt des Todes (Hos. 13, 14) befreien, völlig erlösen werde. Ja, sollte des Menschen Sohn, der Same des Weibes, der Schlange den Kopf zertreten und dem, der des Todes Gewalt hatte, die Macht nehmen, so war die Mitteilung des ewigen Lebens, also die Befreiung von allem Tode, nur logische Konsequenz solcher Erlösung. Und daß Hiob für sich diese Lebensmitteilung erwartet, ja derselben gewiß ist, zeigt uns das zueignende Pronomen „mein“. Die Verheifung des Erlösers: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh. 14, 19) war auch einem Hiob, wenn nicht dem Wortlaut nach, so doch nach ihrem Inhalt bekannt ebenso wie auch den andern Gläubigen des Alten Testamentes.

Oder warum nennt David ihn den „lebendigen Gott“, nach dem seine Seele dürstet, und dessen Angesicht zu schauen er sich sehnt (Ps. 42), wenn nicht darum, daß er von ihm Mitteilung des Lebens erhofft? Das bezeugt auch die so oft sich wiederholende Bitte: יְחִי = „Gib mir Leben!“

Hier möchte ja eingewendet werden: Woher können wir wissen, daß Hiob in dem Wort יְהִי diese Hoffnung auf Leben aussprechen wollte? Wir können es wissen 1. aus dem Begriffe des Erlösers, wie wir gesehen haben; 2. aus der Angabe der Zeit und des Ortes, wann und wo dieser Erlöser sich offenbaren werde (W. 25 b); 3. aus dem Umstand, daß Hiob hier in Erwartung des leiblichen Todes — da er, „bis die Himmel vergangen sind“ (14, 12), nichts mehr zu hoffen hat — seines „lebendigen“ Erlösers sich geträumt, der ihn doch einst, יְרִאֵנָה, zum Leben rufen (14, 15) und führen wird; 4. aus dem Umstand, daß Hiob sich hier nicht allein auf ihn als auf seinen Zeugen und Fürsprecher beruft, wie Kap. 16, sondern ihn seinen לֶנֶה nennt, von dem er also mehr als bloßes Zeugnis erwartet, von dem er völlige Erlösung erhofft. In Kap. 16 beschreibt Hiob vornehmlich die Person seines Heilandes und erwähnt seines Amtes nur, sofern er der „wahrhaftige und treue Zeuge im Himmel“ (cf. Apost. 3, 7, 14) und sein Fürsprecher (1 Joh. 2, 1 f.) ist; hier aber wird nicht sowohl die Person als vielmehr das Amt desselben unter dem allumfassenden Namen „Erlöser“ beschrieben. Wozu sollte Hiob sonst die Benennung gewechselt haben? Es ist gewiß, daß Hiob mit dem Wort לֶנֶה das selbe sagen wollte, was wir als Christen mit der Bezeichnung „Heiland, Seligmacher“ sagen wollen, wie ja auch die folgenden Worte Hiobs beweisen, da er sagt, daß sein לֶנֶה ihn zum seligen Schauen Gottes führen werde.

Dafß dies der Sinn der Worte Hiobs sei, ergibt eine unparteiische, vorurteilsfreie, aber exakte Erwägung seiner Worte, wobei wir die oberste Regel aller Schriftauslegung nicht beiseite setzen dürfen, daß Schrift durch Schrift ausgelegt und verstanden werden muß, und daß das Neue Testament der unfehlbare Exponent des Alten ist.¹³⁾ In den herrlichen göttlichen Wahrheiten, die Hiob in dem kurzen Satze: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ zum Ausdruck bringt, liegt der höchste Trost aller derer, die in ihrem erstgeborenen Bruder Jesu Christo ihren לֶנֶה erkannt und geglaubt haben. Sie bekennen von ganzem Herzen: „Jesus, meine Übersicht und mein Heiland, ist im Leben. Dieses weiß ich, sollt' ich nicht darum mich zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht? Jesus, er, mein Heiland [לֶנֶה], lebt, ich werd' auch das Leben schauen!“ Sein Leben ist Garantie

13) Dieses Verständnis des יְהִי (von der Kommunikation des göttlichen Lebens) wird auch durch die Worte des Herrn Joh. 11, 25 f. über allen Zweifel bestätigt.

meines Lebens. Denn er spricht: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“, Joh. 14, 19.

Der Zusammenhang dieses und der folgenden Worte ist dieser: V. 25 b hören wir, wann und wo der Erlöser als solcher auftreten werde, nämlich zuletzt, auf Erden, werde er seine Macht beweisen. V. 26 sagt dann, wie solches geschehen werde, oder was der Erlöser an Hiob tun werde, nämlich seinen Leib wiederherstellen, so daß er aus seinem Fleische Gott schauen werde. Hier haben wir also die Folge der V. 25 a bereits genannten Lebendigmachung oder Lebensmitteilung. V. 27 sodann bestätigt dreimal diese Aussage vom leiblichen Schauen Gottes und bringt die Sehnsucht Hiobs nach dieser Seligkeit zum Ausdruck.

Die zweite Vershälfte lautet: אַחֲרֹן עַל־עָפֶר קָם. Das 1 nehmen wir hier in seinem einfachen konjugierenden Sinn; doch kann man es auch als begründend = „da er doch“ usw. fassen. In diesem letzteren Falle würde Hiob eine als allgemein bekannte und anerkannte Wahrheit zur Begründung seiner Aussage, daß sein Erlöser lebt und sich also an ihm als lebendigmachenden Erlöser erweisen und ihn vom Tode völlig erlösen werde, anführen. Doch da auch die folgenden Verse durch einfaches 1 angegeschlossen und fortgeführt werden, so ist es am natürlichesten, wenn wir auch hier Hiob als einfach bekennend — nicht begründend — eine Aussage an die andere reihen lassen. אַחֲרֹן heißt im allgemeinen „zukünftig“. Hier kommen zwei Bedeutungen dieses Wortes in Betracht: entweder ist es substantivisch gebraucht: „der Letzte“ oder als Adverb: „zukünftig, zuletzt“. Da jedoch, um das adverbielle „zuletzt“ auszudrücken, gewöhnlich (nicht immer) ein Präfix (ב oder ה) damit verbunden wird, da es ferner hier als Bezeichnung für das Subjekt des vorhergehenden Satzes zu stehen scheint, und da die Schrift auch sonst den erlösenden Gott als „den Ersten und den Letzten“ (אֶחָד) bezeichnet (cf. Jes. 41, 4; Apol. 1, 11. 17 et al.), so sind wir gewissermaßen dadurch genötigt, hier die substantivische Bedeutung anzunehmen. Auch Gesenius nimmt es als Substantiv. Diese Fassung schließt natürlich die adverbielle Zeitangabe nicht aus, sondern vielmehr ein. Denn wenn jemand „als der Letzte“ etwas tut, so tut er es selbstverständlich „zuletzt“. Die Präpositionalverbindung עַל־עָפֶר kann heißen „im Grabe“ oder „auf der Erde“ oder „über dem Staube“, „wider den Staub“. Der Sinn oder die Bedeutung dieser Verbindung muß stets durch den Kontext entschieden werden. Das Verbum קָם bezeichnet „auftreten, auftehen, sich erheben, stehen“. Dem Wortlaut nach ist demgemäß eine dreifache Übersetzung oder auch Auslegung möglich: 1. „Als der Letzte wird er über den Staub sich erheben“; 2. „als der Letzte wird er wider den Staub sich erheben“; 3. „als der Letzte wird er auf dem Staube auftreten oder stehen“. Welche von diesen nun an unserer Stelle die richtige und zulässige ist, müssen wir aus dem Kontext und der Intention Hiobs erkennen.

„Als der Letzte wird er über den Staub sich erheben.“ Diese Worte würden nur über den Erlöser etwas aussagen; es würde damit offenbar auf die Auferstehung des Herrn hingewiesen. Er wird als „der Letzte“, das ist, als der Sieger, bezeichnet, der zuletzt das Feld behält. Unter dem „Staub“ muß man dann das Grab verstehen, wie ja auch bei Job רָאשׁ־לְבָדֵךְ öfters „im Grabe“ heißt. Dieser Auslegung neigt sich Joh. Gerhard zu wie noch mehrere lutherische Ausleger. Dann müßten wir das diese Worte einführende ¹ als kausal fassen; denn dann würde Job das ewige Leben seines Erlösers und seine eigene Erlösung mit der Wahrheit begründen, daß sein **חַיָּה** nicht im Grabe bleiben, sondern als Sieger über Tod und Grab auferstehen werde. Das gäbe einen trefflichen Sinn und wäre sowohl dem Glauben als auch dem Kontext gemäß. Jedoch, es ist uns hier der Umstand im Wege, daß **רָאשׁ** nur dann mit Gewißheit im Sinn von „Todesstaub, Grab“ genommen werden kann, wenn die begleitenden Worte es unbedingt fordern (z. B. 20, 11: שָׁבֵב עַיִן). Zudem sollte man bedenken, daß dann, wenn des Herrn Auferstehung aus dem Grabe gemeint wäre, das Verbum **מִתַּה** mit **נִזְמָן** konstruiert werden müßte: **מִתְפַּר**; „über das Grab sich erheben“ wäre doch eine etwas gesucht klingende Ausdrucksweise für „auferstehen“. Auch würden wir bei dieser Fassung die nähere Bestimmung, resp. Ausführung, dessen, was Job im ersten Gliede gesagt hat, vermissen. Die Absicht Hiobs ist in der ganzen Aussage (V. 25—27) nicht, etwas zu bekennen, was seinem Erlöser, sondern was ihm selbst von seinem Erlöser widerfahren werde.

„Als der Letzte wird er wider den Staub sich erheben“ oder: „sich aufmachen“. Bei dieser Übersetzung würde die letzte Erscheinung Christi auf Erden angezeigt sein. Es würde so viel heißen als: zuletzt wird er Grab und Tod abtun, aufheben. Das paßt ausgezeichnet in den Kontext und wäre eine Bestätigung dessen, was das erste Glied bereits gesagt hat. Aber hier steht uns wieder **רָאשׁ** im Wege. Das Wort kann nicht gleichbedeutend mit „Tod“ sein, wenn man unter „Tod“ nicht das Grab, den Verwesungsstaub, sondern die „Ursache des Grabes“, den „Feind des Lebens“, versteht. Und hier müßte man **עַפְרֹן** in diesem letzteren Sinn verstehen, wenn man Job sagen läßt: „Der Erlöser wird sich [als Feind, cf. **לְבָדֵךְ**] wider den Staub erheben.“

So bleibt uns nur die dritte mögliche Übersetzung: „Als der Letzte wird er auf Erden auftreten.“ In dieser Auffassung bestätigt uns der in der Parallele (16, 19) ausgesprochene Gegensatz: „Jetzt ist mein Zeuge im Himmel“; dem gegenüber betont Job nun hier: „Zuletzt — als der Letzte — wird er auf Erden auftreten.“ Wir nehmen also **רָאשׁ־עַפְרֹן** in seinem eigentlichen Sinn = „auf der Erde“; cf. 41, 25. Das Verbum **מִתַּה** heißt dann nicht eigentlich „sich erheben“, sondern einfach „auftreten“ oder „stehen“. In dem Worte **רָאשׁ־עַפְרֹן** ist der Erlöser als „der Letzte“ bezeichnet, der der Erste und der Letzte ist; zu-

gleich ist aber durch die Wahl dieser Bezeichnung auch die Zeit angegeben, wann solches geschehen werde. Und mit dem כָּפֵר־עַל ist der Ort genannt, wo der Erlöser auftreten wird. Er wird „auftreten“, und zwar, wie Hiob sagt, als לְאָנוֹ. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Hiob hier von seinem לְאָנוֹ redet und sagen will, was derselbe an ihm tun wird. Und in diesen Worten gibt er Zeit und Ort an, wann und wo derselbe sich an ihm als לְאָנוֹ erweise werde. Der לְאָנוֹ wird „auf Erden“, כָּפֵר־עַל, auftreten, um Hiob von allem übel, auch von der Gewalt des Todes, durch Mitteilung seines Lebens zu erlösen. Er wird auftreten als sein „Zeuge und Sachwalter“ (16, 19 f.), der ihm zu einem gerechten Urteil verhilft. Er wird auftreten als Richter; denn er ist ja Gott und des Menschen Sohn (16, 20 f.), dem das Gericht gegeben ist (Joh. 5, 27). Er wird auftreten als Seligmacher, der ihn zum seligen Schauen Gottes führt (V. 27). Hier cf. קָדָשׁ, Ps. 44, 27. — Wir hören da die Worte des Apostels wiederklingen: „Der Herr wird mich erlösen von allem übel und [mir] aushelfen zu seinem himmlischen Reich“ und: „Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird“, 2 Tim. 4, 8. 18.¹⁴⁾ Nun verstehen wir auch, warum Hiob den Erlöser hier רְאִירָן, den Letzten, nennt. „Bis daß die Himmel vergangen sind“ (14, 12), wird er nicht aufwachen, aber „zuletzt“, am Ende der Tage, wird der Erlöser erscheinen, um „auf Erden“ Gericht zu halten und die Seinen zur himmlischen Herrlichkeit zu führen. Daz gerade diese letzte Erlösung das eigentliche Ziel des Amtes des Erlösers ist und bereits den alttestamentlichen Gläubigen verheißen und bekannt war, bezeugt auch die herrliche Stelle Hos. 13, 14: מֵידָם מִפְּרָם מִפְּתָחָן אֲנָלָם שָׁאָל.

So erhält also der adverbielle Begriff des רְאִירָן seine genaue Bestimmung durch כָּפֵר־עַל; es kann damit nur das letzte Auftreten Christi „auf Erden“, also am Jüngsten Tage, bezeichnet sein. — Man wende hier nur nicht ein, daß Hiob vom Jüngsten Tage oder Gericht noch nichts habe wissen oder reden können. Seine übrigen diesbezüglichen Aussagen, die wir bereits angeführt haben, beweisen gerade das Gegenteil (cf. 16, 19 ff.; 21, 30 ff. et al.). übrigens: Im Buche Hiob haben wir ein deutliches und klares Zeugnis des spezifisch „christlichen“ Glaubens an den Erlöser, soweit derselbe im Alten Testamente offenbart war; fast alle Artikel unsers Glaubens sind darin berührt oder enthalten.

Zu dem Ausdruck כָּפֵר sei noch bemerkt, daß mit dieser Benennung der Erde sehr wahrscheinlich auch ein Hinweis auf das Grab verbunden ist. Es scheint sich Hiob hier mit Fleiß eines doppelsinnigen Wortes zu bedienen (wie wir das öfter bei ihm wahrnehmen). Dann

14) Denn wie der Apostel (2 Tim. 4, 7), so konnte auch Hiob mit gutem Gewissen sagen: τὴν πίστιν τετήρηκα.

ist der Sinn: Der Erlöser wird auf Erden auftreten, um ihn aus der Erde zu erwecken. Die Erde wird hier als ein großes Grab oder Leichenfeld gedacht. Und was **מִז** betrifft, so bezeichnet dies Verbum, wo es prädikativ von Gott gebraucht wird, nicht sowohl ein „Stehen“ als vielmehr ein „Sichaufmachen, Auftreten“. So heißt es Ps. 9, 20: **עֲלֵיכֶם יָהּוָה אֱלֹהֵינוּ**: „Tritt auf [beweise deine Macht], Herr, damit der Mensch nicht übermäßig werde.“ Ohne Zweifel ist auch hier (V. 25 b) **מִז** als Prädikat des **הָנָה** so gemeint, daß derselbe seine Macht und Hilfe (sich als **הָנָה**) beweisen werde; cf. Ps. 44, 27, wo **מִז** in Parallele mit **פָּרָה** steht. — Sehen wir nun Luthers Übersetzung an: „Und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken“, so finden wir, daß der genaue Sinn oder Inhalt in unübertrefflicher Weise in deutschen Worten wiedergegeben ist. Wenn es auch weder eine erschöpfende noch wörtliche Wiedergabe der Worte Hiobs ist, so gibt sie doch Hiobs Meinung klar und deutlich wieder.

(Schluß folgt.)

Pius X.

(Fortsetzung.)

Über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich erhebt Pius X. seinen Klageruf in einem Rundschreiben vom 11. Februar 1906, gerichtet an die Erzbischöfe, Bischöfe, den gesamten Klerus und das Volk von Frankreich.

Welche Kümmernisse und welcher Schmerz ihn bedrückt im Hinblick auf die durch diese Trennung geschaffene Lage, brauche er nicht erst auszuführen. Freilich, nach der Haltung, welche die Männer an der Spitze der französischen Regierung in letzter Zeit eingenommen, habe es nicht überraschen können, daß es so gekommen sei. Aber, o düsteres Ereignis! Nun ist mit einem Mal die uralte Verbindung Eures heimatlichen Staatswesens mit dem Apostolischen Stuhl gewaltsam zerschnitten und die Kirche Frankreichs in eine ganz unwürdige und traurige Stellung herabgedrückt. Jeder rechtschaffene Mensch muß das beklagen, wenn er den Schaden abmisst, der dadurch der bürgerlichen Gesellschaft wie der Religion zugefügt ist. Wie ist es doch so nach und nach zu diesem Äußersten gekommen? Ihr Erzbischöfe und Bischöfe „habt es mitanzusehen müssen, daß die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des christlichen Ehebandes durch das Staatsgesetz verletzt wurde;¹⁾ von den

1) Das Staatsgesetz verletzt nicht an seinem Teil „die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des christlichen Ehebandes“, wenn es Unchristen um ihrer Herzenshärtigkeit willen Scheidung, es sei temporäre von Tisch und Bett oder dauernde, zuläßt und ihnen Wiederverheiratung gestattet, auch wenn nicht durch faktischen

öffentlichen Schulen²⁾ und den Krankenhäusern³⁾ wurde die Religion ausgeschlossen; die Kleriker wurden aus ihren geistlichen Studien und aus den religiösen Übungen herausgerissen und unter die Waffen gerufen;⁴⁾ die religiösen Genossenschaften sind zerstreut und ihrer Güter beraubt worden, ihre Mitglieder sehen sich meistenteils jeglicher Not preisgegeben.⁵⁾ Der alte Brauch, die Sitzungen der gesetzgebenden Körperschaft und der richterlichen Behörden unter Anrufung der Gnade Gottes zu eröffnen,⁶⁾ ist durch Gesetz, wie ihr wißt, abgeschafft; ebenso die Trauermeldungen der Kriegsflotte am Gedächtnistag des Todes Christi. Dem richterlichen Eid wurde die religiöse Feierlichkeit ge-

Gebrochen die Ehe gebrochen und zerrissen worden war. Wohl aber verlebt die römische Kirche die Heiligkeit der christlichen Ehe, wenn sie auch bei eingetretenem Gebrochen dem Worte Christi zuwider dem unschuldigen Teil das Eingehen einer andern Ehe verbietet.

2) Was ausgeschlossen wurde von den öffentlichen Schulen Frankreichs, war nicht sowohl „die Religion“ als der Religionszwang, der alle Kinder zur Teilnahme herantrieb. Lebt mag der Ortspriester im Schullokal selbst oder an anderer Stätte der Jugend Religionsunterricht geben nach Bedürfnis und Gutsdünken; aber kein Kind kann mehr wider seinen und seiner Eltern Willen gezwungen werden, daran teilzunehmen.

3) Die „Religion“ ist damit noch nicht aus den Krankenhäusern ausgeschlossen, daß man außer den „Barmherzigen Schwestern“ auch andere taugliche Pfleger und Pflegerinnen zuläßt und die nichtpapistischen Kranken vor den aufdringlichen Befehlungsversuchen der „Barmherzigen“ schützt. Wer geistliche Pflege benötigt, faun sie auch heute noch in den französischen Krankenhäusern finden, er sei Katholik oder Protestant.

4) Und wenn es seit Karl dem Großen anders gewesen wäre: ein Unrecht liegt darin nicht, daß auch der „Kleriker“ von der allgemeinen Wehrpflicht betroffen und entsprechend verwandt wird. Außerdem sind die militärischen Exerzierungen an sich sicher ebensogut und gottgefällig als die exercitia spiritualia in den meisten Klöstern und Professhäusern. Wo der Stand des „Klerikers“ schon vom Waffendrill und der Militärzucht befreit, da wenden sich ihm viel, viel mehr Leute zu, als man zur Pastorierung braucht: davon konnte Frankreich wenigstens früher ein Lied singen.

5) Es ist richtig, viele ehemalige clerici vagi und säkularisierte Mönche sind heutzutage Kellner und müssen arbeiten, um leben zu können. Ist das in Wahrheit ein Schade für sie selbst oder auch für das Land, das doch schließlich zuletzt diese Drohnen mit durchfüttern muß?

6) Wäre es doch bei uns auch so in allen gesetzgebenden Versammlungen der Vereinigten Staaten! Kein wahrer Christ, und solche gibt es doch gewiß auch in diesen Versammlungen, fängt seinen Tag an ohne Gebet; aber um den „alten Brauch“, der heute einen Papisten, morgen einen Methodisten, übermorgen einen andern „Minister“ zum öffentlichen Vorbeten veranlaßt, gibt er mit Recht nichts, weil ihm dieses Beten ohne gemeinsamen Glauben zuwider ist. Die ungläubigen Gesetzgeber aber denken ohnehin bei diesem „alten Brauch“ wohl meist an den Segen, den Frau Rückenau am Schluß des elften Gesangs in Goethes „Reinete Fuchs“ ihrem Neffen mitgibt.

nommen. In den Gerichtsälen, in den Gymnasien, beim Landheer wie bei der Flotte, kurz, bei allen der öffentlichen Gewalt unterstehenden Veranstaltungen wurde ausgeschlossen, was immer als Zeichen des christlichen Glaubens hätte gelten können".

Das seien die Vorstufen gewesen, um die volle gesetzliche Trennung von Kirche und Staat einzuleiten. Der Apostolische Stuhl habe alle Mittel angewandt, dies letzte „große Übel abzuwehren“; er habe die Beweise außerordentlicher Güte und Geneigtheit gegen Frankreich verdoppelt. Umsonst! „Aller Eifer, alles Entgegenkommen, alles, was Unser Vorgänger und Wir selbst versucht haben“, hat sich als völlig eitel erwiesen. Sehen sich aber so die guten Katholiken jetzt „ihrer Rechte mit Gewalt beraubt“, so ist dies für den Papst nur der Anlaß, ihnen fundzutun: „Wir waren Euch stets in besonderer Liebe zugetan; jetzt muß diese Liebe nur noch größer werden.“

Diese erweist sich nun auf der Stelle darin, daß der Papst erklärt: „Der Grundsatz, daß Staat und Kirche getrennt werden müßten, ist fürwahr ein ganz falscher und im höchsten Grade verderblicher Grundsatz“ (*civitatis rationes a rationibus Ecclesiae segregari oportere, profecto falsissima maximeque perniciosa sententia est*). Wer dem das Wort reden kann, bei dem liegt Beugung des übernatürlichen zugrunde. Sind es denn nicht dieselben Menschen, über welche Staat und Kirche eine Herrschaft ausüben? Wo nun der Staat mit der Kirche keine Beziehungen unterhält, da wird das leicht Anlaß zu Streitigkeiten, die für beide Seiten recht bitter werden. Die französische Republik hat die bisherigen Beziehungen einseitig gelöst; ihr Vertrag mit Rom beruhte auf dem Völkerrecht. Frankreich hat heilige Vertragstreue für nichts geachtet; hat dem Apostolischen Stuhl schweres Unrecht zugefügt, hat das Völkerrecht verletzt, hat nicht einmal ordnungsmäßig dem Papst angezeigt, daß es die Auflösung des Vertrags mit Rom anstrebe. Ja, „die französischen Staatslenker haben kein Bedenken getragen, gegen den Heiligen Stuhl die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit zu verletzen, welche man selbst gegenüber dem kleinsten und unbedeutendsten Staatswesen zu erfüllen pflegt“ (*non dubitarunt gubernatores Galliae adversus Apostolicam Sedem communia urbanitatis officio deserere, quae vel minimae cuique minimique momenti civitati⁷⁾ praestari solent*). „Obwohl sie als Vertreter einer katholischen Nation zu handeln hatten, haben sie sich nicht gescheut, Würde und Gewalt des Papstes, des Oberhaupts der katholischen Kirche, zu verachten, während doch dieser Gewalt gegenüber eine um so höhere, die Ansprüche der bürgerlichen Gewalt übersteigende Ehrerbietung am Platze war, als sie die ewigen Güter der Seele verivaltet und keines-

7) Vielleicht haben „die französischen Staatslenker“ gedacht: der Papst hat ja keine weltliche Macht mehr seit 1870, er ist weder eine große noch eine kleine civitas.

wegs in die Grenzen eines einzelnen Landes eingeschränkt ist.“ (Neque iidem veriti sunt, quum nationis catholicae personam gerent, Pontificis, summi Ecclesiae catholicae Capitis, dignitatem potestatemque contemnere: quae quidem potestas eo majorem ab iis verecundiam, quam civilis ulla potestas postulabat, quod aeterna animalium bona spectat, neque ulla locorum finibus circumscribitur.⁸⁾)

Ja, um den Greuel recht augenscheinlich zu machen, hat die französische Republik nun nicht etwa die Kirche selbst freigegeben und ihr den Genuss aller durch das gemeine Recht begründeten Freiheiten eingeraumt, sondern „Wir müssen von Bestimmungen lesen, welche die Kirche der weltlichen Gewalt unterstellen,⁹⁾ während sie zugleich schroff die Privilegien¹⁰⁾ der Kirche aufheben“ (plura hic videmus esse constituta, quae, odiosum privilegium Ecclesiae irrogando, eam civili imperio subesse cogant). Durch solche Maßnahmen ist die weltliche Gewalt in Gebiete eingedrungen, deren Regelung und Ordnung allein Sache der geistlichen Gewalt ist. Die Bestimmungen des Gesetzes Frankreichs widerstreiten aufs schroffste den heiligen Rechten der Kirche und der Verfassung, die ihr Christus selbst gegeben hat. Zwei Stände hat Christus geordnet: Hirten und Herde. Die ersten haben, an der Spitze der übrigen stehend, volle und ganze Gewalt zu leiten, zu lehren und zu richten. Die Herde hat die Pflicht zu gehorchen und sich zu unterwerfen. Die Bischöfe regieren die Kirche. „So ist es, sagt Cyprian, durch das göttliche Gesetz bestimmt.“¹¹⁾ Im Gegensatz dazu hat dieses Gesetz über Trennung von Kirche und Staat „die Verwaltung und Bewahrung der öffentlichen Gottesverehrung nicht der von Gott bestimmten Hierarchie überlassen, sondern sie ist an eine gewisse Vereinigung von Bürgern übertragen worden. Dieser hat man die Eigenschaften und die Befugnis einer juristischen Person zugesprochen. . . . Diese Vereinigungen soll also der Gebrauch der Kirchen und Kapellen und der Besitz der beweglichen und unbeweglichen kirchlichen Güter zustehen. Sie haben die Güter zu verwalten, die Umlagen zu erheben, den Zwecken der Religion gewidmetes Geld und solche Legate anzunehmen.“

8) Damit kann zur Not auch Gregor VII. und Innozenz III. zufrieden sein; viel mehr haben diese auch nicht von der Papstmacht behauptet.

9) Wenn nach Röm. 13 „jedermann“ untertan sein soll der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, dann auch die Personen, welche „die Kirche“ ausmachen. Hat man in Rom nie gelesen, daß Aaron aussätzig wurde, als er sich wider Mose empörte?

10) Wie können in einem Rechtsstaat, der gleiches Recht für alle proklamiert, Vorrechte oder Privilegien vernünftigerweise beansprucht werden!

11) Jesus hat seinen Jüngern gesagt: „Die weltlichen Könige herrschen, und die Oberherren haben Gewalt; ihr aber nicht also.“ Was gilt, dagegen gehalten, was Cyprian gesagt hat oder vielmehr gesagt haben soll! Denn bekanntlich hat Cyprian für den „Apostolischen Stuhl“ nicht viel übrig gehabt. Man weiß das auch in Rom, fälscht aber dort gern Geschichte.

Aber von der Hierarchie schweigt das Gesetz". . . . Das tut der Würde der Kirche Eintrag. Nichts ist ihrer Freiheit so feindlich als dies Gesetz. Der Staatsrat (Conseil d' Etat) hat allerwärts zu entscheiden, wenn ein Streit über Kirchenangelegenheiten entsteht. Und es war dem Staat „nicht genug, neben andern Schädigungen die religiösen Orden zu unterdrücken, welche der Kirche zur Vornahme der gottesdienstlichen Verrichtungen, zur Erziehung und zum Unterricht der Jugend und bei Ausübung der christlichen Wohltätigkeit vortreffliche Kräfte zu Gebote stellten; er entblößte die Kirche auch ihrer menschlichen Hilfsmittel, der zum Leben und zur Amtsführung notwendigen Güter“. (Igitur satis non habuit, praeter cetera Ordines submovisse religiosorum, unde in sacri ministerii perfunctione, in institutione atque eruditione adolescentis aetatis, in christiana procuratione beneficentiae praeclara adjumenta suppeterbant Ecclesiae: nam humanis etiam opibus, id est necessario quodam ad vitam et ad munus subsidio, intervertit.)

Und hier fließen nun, wo es sich um den nervus rerum, das Geld, handelt, die Tränen des Papstes am reichlichsten. „Diese Bestimmung ist für Uns ein Gegenstand der größten Sorge“ (singulari Nobis est sollicitudini), denn dies Trennungsgesetz „treibt die Kirche zum guten Teil aus dem Besitz eines mit den gerechtesten Titeln erworbenen Vermögens, welches die Gerechtigkeit mit lautem Einspruch zurückverlangt. . . . Die ungerechte Verfüzung des Gesetzes aber ist jene, welche die kirchlichen Gebäude, die die Kirche ehedem besaß, den Provinzen oder Gemeinden zuteilt. . . . Die Gefahr ist, wie Wir sehen, keineswegs fern, daß die hehren Wohnstätten der göttlichen Majestät . . . durch profane Feierlichkeiten entweiht werden, nachdem sie einmal der weltlichen Gewalt überwiesen sind“.¹²⁾ Auch klagt der Papst, daß der Staat es daran mangeln lasse, dauernd für den würdigen Unterhalt der Geistlichen und des Gottesdienstes Sorge zu tragen.

Doch dies Trennungsgesetz füge nicht nur der Kirche, sondern auch dem Staat selbst erheblichen Schaden zu. Daher weist der Papst dies Gesetz zurück „gemäß der göttlichen Uns übertragenen Gewalt“ und verdammt es (reprobamus ac damnamus . . . pro suprema quam obtinemus divinitus auctoritate); und er erklärt, daß es keinerlei Kraft besitzt, die durch kein menschliches Unterfangen veränderlichen Rechte der Kirche zu entwerten (in eaque testamur nihil quidquam inesse momenti ad infirmando Ecclesiae jura, nulla hominum vi ausuque mutabilia). Er tut dies, indem er zusammenfaßt: „Dies Gesetz ist ein schweres Unrecht gegen Gott, welchen es feierlich entreichtet, indem es den Grundsatz durchführt, daß der Staat jeder Teilnahme an der Gottesverehrung sich entschlagen soll. Es verlebt das Natur- und

12) Man hat dabei wohl an die Göttin der Vernunft auf dem Altar zu denken? Wohl möglich, daß an ihre Stelle einmal „das Vaterland“ auf die französischen Altäre gesetzt wird, ob nun die Repräsentation masculini oder feminini generis sei.

Völkerrecht und die öffentliche Vertragspflicht. Es steht im Widerspruch zur göttlichen Verfassung der Kirche, ihrem innersten Geist und ihrer Freiheit. Es stürzt die Gerechtigkeit um durch die Vergewaltigung eines Eigentumisrechtes, das auf so gute Gründe sich stützt und durch gesetzliche Vereinbarung sichergestellt war. Es ist eine schwere Beleidigung der Würde des Apostolischen Stuhls, Unserer Person, des Episkopats, des Klerus, der französischen Katholiken insgesamt. Daher beschweren Wir Uns auf das entschiedenste über die Einbringung, Genehmigung und Verkündigung dieses Gesetzes.“ (Propterea de rogatione, latione, promulgatione ejusdem legis vehementissime expostulamus.)

Den Schluß des Rundschreibens bilden folgende Gedanken: Frankreich hat schon früher ähnliche Gesetze zum Verderben der Kirche gemacht und sie später wieder fallen lassen, „und zwar vor gar nicht allzulanger Zeit“. Möge dies die heutigen Machthaber zur Besinnung bringen! Inzwischen sollen die Bischöfe, angetan mit den Waffen des Lichts, für die Rechte der Kirche streiten. Der niedere Klerus wird ihnen als kraftvoller Helfer zur Seite stehen. Leiden sie darüber, so sollen sie sich dessen freuen und als Diener Christi Unrecht mit Billigkeit und Trotz mit Milde vergelten. Und auch die katholischen Laien Frankreichs sollen, jeden Zunder der Zwietracht unter sich erstickend, für die Rechte der Kirche einmütig und gehorsam ihren Bischöfen und Priestern sich als Verteidiger in Reihe und Glied stellen und auch fleißig für die Kirche beten, auf daß Gott sich Frankreichs erbarme und es aus diesen Stürmen bald ruhigen Zeiten entgegenführe. Das walte die Fürbitte der unbefleckten Gottesmutter Maria! — Gegeben in Rom bei St. Peter am 11. Februar 1906. — Dies der Inhalt der Encyclica „Vehe- menter nos“.

(Fortsetzung folgt.)

K.

Vermischtes.

Die konfessionslose Schule in Holland. Nach dem Urteil S. Müllers in „Die Lage des holländischen Protestantismus“ ist die 1806 begonnene Abschaffung des Religionsunterrichts in den Schulen eine ungeheure Gefahr für Staat und Kirche. Er schreibt: Ist es doch zufolge von Bestimmungen von 1857 und 1878 aufs strengste untersagt, im Unterricht irgendeinen Ausdruck zu gebrauchen, der dem religiösen Gefühl eines Kindes Anstoß geben könnte. Damit wurde auch der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, der Reformation und den Freiheitskämpfen der Oranier getroffen, da der Lehrer nunmehr die tiefsten Motive der heldenmütigen Freiheitskämpfe der Niederländer verschweigen muß. Daher wird jetzt gerade auch von liberaler Seite zugestanden, daß die tatsächliche Wirkung dieses Schulgesetzes eine Untergrabung der nationalen Eintracht bedeutet. Gerade die Schule, die eine Verbrüde-

itung hätte bewirken müssen, erbittert die Leute und entfremdet sie einander. Die konfessionslose Schule ist zu einem Zankapfel geworden und führt zu einem Resultat, das dem erhofften völlig entgegensteht. Es sind eine Menge katholischer und evangelischer Privatschulen entstanden, die jetzt sogar vom Staate unterstützt werden müssen, so daß der Versuch, konfessionslose Schulen in Holland durchzusetzen, gescheitert ist. Tausende, welche die öffentliche Schule besucht, haben nie im Leben Religionsunterricht gehabt. Da, manche über zwanzig Jahre alte Konfirmanden — in Holland wird nicht vor dem achtzehnten Lebensjahr konfirmiert — haben nie etwas von Jesus und den zehn Geboten gehört, während im Gegensatz dazu die katholische Kirche mit ihrer straffen Organisation sich durch ihr Schulwesen in bedenklicher Weise gestärkt und ihre Mitglieder in ultramontanem Sinne erzogen hat. Wird doch, wie einer der konservativen Männer Hollands klagte, aus Rücksicht auf die Katholiken in der öffentlichen Schule ein verwässerter Protestantismus großgezogen, der im Kampf mit Rom nicht standhalten kann. Nach solcher Erziehung ist es verständlich, daß die Ultramontanen es in der Ersten Kammer wagten, der königlichen Familie eine Rüge zu erteilen, weil die junge Prinzessin den Namen der Juliane von Stolberg erhalten habe, die eine Heldenin der Reformationszeit war, und im Haag gegen Straßennamen Protest eingelegt wurde, die zwei Männer des Freiheitskampfes verewigen sollten. — Auch die Erfahrung in Deutschland zeigt, daß die religionslosen sowohl wie die Simultanschulen für den Protestantismus Verlust und für den Katholizismus Gewinn bedeuten. Es liegt eben im Wesen des Protestantismus, daß er beständiges Zeugnis ablegt für die Wahrheit, wider den Irrtum. Ein Protestantismus, der nicht mehr bekennen und protestieren will, gibt sich selber auf und ist dem Untergang geweiht. Um rechte Bekänner zu erziehen, dazu genügen aber einzig und allein konfessionelle Schulen.

G. B.

The Church Peace Union, eine Gründung Carnegies im britischen Interesse, sagt in einem an 20,000 Pastoren versandten Circularschreiben: "The present war has demonstrated beyond doubt the futility of military preparedness as a safeguard of international peace." Nach deutschländischer Ansicht wird aber aus diesem durch und durch sophistischen Satze umgedreht ein Schuh, nämlich: der gegenwärtige Krieg habe gezeigt, wie notwendig eine den Verhältnissen entsprechende militärische Bereitschaft sei, wenn selbst ein großes Volk wie das deutsche nicht das hilflose Opfer gewissenloser, rachsfüchtiger, neidischer und ländiger Feinde werden wolle. Carnegie und seine Werkzeuge suchen offenbar unter dem Deckmantel der Kirche Propaganda zu machen für einen „Frieden“ nur unter britischer Welt-Herrschaft. Dies Bestreben aber mag den Geld-, Rassen- und Sprachinteressen und -vorurteilen Carnegies entsprechen; patriotisch ist es jedenfalls nicht. Und was die Kirche betrifft, so sollte sie sich von nie-

mand weniger als von Carnegie, der bisher sich immer nur als ihren entschlossenen Feind offenbart hat, mißbrauchen lassen als Mittel und Werkzeug zu seinen Zwecken. Aber auch hiervon ganz abgesehen, ist der internationale Völkerfriede nicht etwas, womit sich die Kirche als solche zu befassen hat. Die einzige Aufgabe der Kirche ist und bleibt die, das Evangelium zu predigen, wofür aber leider bei den Sektionskirchen sich wenig Verständnis findet.

F. B.

In den deutschen Gemeinschaftskreisen bereitet sich sichtlich ein Umsturz gegenüber dem früheren Kultus mit englischem Christentum vor. Der Briefkasten von „Auf der Warte“ (29. November 1914) bringt folgenden Brief: „In einmütiger Weise nehmen heute alle christlichen Blätter in Deutschland Stellung gegen England. Immer wieder kommt dabei der Schmerz darüber zum Ausdruck, wie sehr man sich in den Christen Englands getäuscht hat. Gott der Herr macht die Liebedienerei vieler deutschen Christen vor England jetzt gründlich zuschanden. Auch in unserer Gemeinschaftsbewegung hatte lange Zeit hindurch alles das, was weit herkam, besonders das, was uns über den Kanal herübergebracht wurde, eine hohe Nummer. Manche sahen gar in dem, was von England kam, beinahe das alleinige Heil. Und nun kommt der Herr her und zeigt uns: Ich will meine Ehre keinem andern geben, auch nicht den Engländern. Der Glaube an das ‚christliche England‘ wird hoffentlich jetzt vorbei sein. In England ist die Zahl der wirklich Bekehrten und Wiedergebornen ebenso klein und ebenso verborgen wie in Deutschland. In die englischen Kirchen ohne Ausnahme, auch in die, welche auf dem Festlande als Missionskirchen glauben Propaganda machen zu müssen, ist genau so wie bei uns der Liberalismus eingedrungen. Wir haben sogar deutschen Liberalismus, wenn er durch einen englischen Filter gelaufen war, von England nach Deutschland bekommen. So viele Engländer, wie ich auf Gemeinschaftskonferenzen gehört habe — die meisten standen im Punkte der Rechtfertigung und Versöhnung schwach. Hoffentlich werden auf unsern Konferenzen fernerhin die Engländer nicht mehr das führende Wort haben. Und wie ausgiebig haben sie davon Gebrauch gemacht, wie geduldig hörten wir zu und nahmen sogar schriftwidrige Auslegungen als neue Offenbarungen hin. Keinem Engländer fiel es ein, auf unsern Versammlungen Deutsch zu sprechen, während wir in England uns hübsch der englischen Sprache bedienen mußten. Wo sind denn jetzt die in Deutschland so viel gefeierten englischen Propheten? Hat auch nur einer ein gutes Wort für die deutschen Brüder? Vielleicht treiben in Zukunft auch unsere christlichen Blätter nicht mehr so viel Personenkult mit ausländischen Predigern und Evangelisten. Allerdings wollen wir den Herrn bitten, daß er uns bewahre, damit unser gerechter Zorn, den wir gegen Englands Verhalten haben, nicht in ungöttlichen Haß gegen seine Kinder in England umschlägt. Dann werden wir nach dem Kriege mit den wahren Kindern Gottes in England auch wieder Ge-

meinschaft pflegen können, allerdings auf neuer Grundlage. Bruder A. Hoffmann.“ So berichtet die „A. G. L. A.“ Hoffentlich bedeutet diese Abkehr der Gemeinschaftsleute vom Britentum zugleich auch eine wirkliche Abkehr vom schwärmerischen Sektentum mit seinen menschlichen Maßregeln und Rückkehr zum rechten, nüchternen Luthertum, nach welchem das schlichte Gotteswort allein es ist, welches alles Geistliche in uns anfangen und vollenden muß.

J. B.

Sittlich motiviertes Geben. Über 200 der namhaftesten Persönlichkeiten der Reichshauptstadt erlassen folgende Mahnung: In einigen Kreisen Groß-Berlins scheint man sich zur Beschaffung von Geldmitteln für die freie Liebestätigkeit durch „Wohltätigkeitsfeste“ zu rüsten. Diese Zeit duldet keine Feste! Mahnt sie wie kein bisheriges Erleben in jedem Sinne zu Einfach, Ernst und Verinnerlichung, so namentlich auf dem Gebiete der Fürsorge. Die Fürsorgearbeit wird sich der größten, der heiligsten Aufgaben, die ihr je gestellt wurden, nur dann würdig erweisen, wenn sie sich von jeder Veräußerlichkeit, von allem, was dem Ehrgeiz, der Eitelkeit, der Vergnügungsucht dient, freihält. An die Vorstände sämtlicher Organisationen der Armen- und Wohlfahrtspflege ergeht deshalb die dringende Bitte: Sorgt bei Beschaffung der erforderlichen Geldmittel für Ausschaltung von Veranstaltungen, die mit Tanz, Aufführungen, Darbietungen von üppigen Speisen und Getränken, Basaren, Tombolen usw. verbunden sind. Sorgt, daß diese Veranstaltungen erzeugt werden vor allem durch die unmittelbare Spende. Auch rednerische oder musikalische Vorträge, welche der Erbauung oder Belehrung dienen, sind dem Ernst der Zeit und der Aufgaben angemessen. Nach unserer Überzeugung bedarf es keiner künstlichen, wahren Wohltun innerlich und äußerlich wesensfremden Anregungsmittel zur Besiegelung der Hilfsbereitschaft. Sie wird sich um so reicher und um so hingebender offenbaren, je mehr die ganze Fürsorgetätigkeit erfüllt und getragen ist von dem tiefen, frommen Ernst, den das gewaltige Geschehen unserer Tage erheischt. — Zu diesem der „Ref.“ entnommenen Bericht bemerken wir: Die Moral bleibt aber in Kriegs- wie Friedenszeiten dieselbe. Das gilt auch vom Geben, welches wahrhaft sittlich und christlich nur dann ist, wenn es nicht untersittlich oder bloß moralisch motiviert ist, sondern wahrhaft christlich, evangelisch, i. e., wenn es fließt aus der Dankbarkeit dafür, daß Gott uns um Christi willen die Sünde vergeben hat. Nur dies Motiv macht lebhaft ein Werk zu einer Frucht des Geistes, zu einem Gott wirklich angenehmen, wahrhaft guten Werk.

J. B.

„Los von England!“ D. J. Möller von Gütersloh schreibt in der „A. G. L. A.“: Durch unser ganzes Volk geht der Ruf: Los von England! Wird die evangelische Kirche Deutschlands, vor allem die lutherische Kirche, dieses Wort, das zugleich eine Mahnung bedeutet, aufnehmen? Was hat ihr England, sonderlich in den letzten Jahrzehnten, gebracht? Seitdem der Amerikaner Pearsell Smith durch unser Land

zog und in Nord und Süd wie ein Reformator gefeiert wurde, seit Schlämbach unsere Jünglingsvereine befruchten wollte, hat der ausländische vielgestaltige Methodismus in Verbindung mit Darbyisten, Baptisten und Heilsarmee wie ein Fieber um sich gegriffen, und er hat in den Köpfen und Herzen Verwirrung genug angerichtet. Wird das evangelische Volk, soweit es im Glauben steht, sich jetzt von diesen Einflüssen lösen und zu den Schäben der Reformation, die Gott der Herr uns in Luther geschenkt hat, zurückkehren? Haben wir an dem Erbe der Väter nicht genug? Haben wir Grund, im Auslande Anleihen zu machen für unser religiöses Leben — in England, dessen Christentum uns jetzt in einem fast unbegreiflich trüben Lichte erscheint, so daß wir trauernd den Kopf schütteln müssen?

Auf den Krüppeln der sogenannten „Allianz“, die auf die geschichtlich gewordenen Sonderbekenntnisse möglichst wenig Wert legt, sind jene Fremdkörper in die Kirche deutscher Reformation eingedrungen, ohne wirklich ernstlichen Widerstand zu finden. Gefördert wurde dieser Einbruch fremdländischen Christentums auch durch die Politik Friedrich Wilhelms IV. und seines Freundes Bunsen — man lese dies nach in H. v. Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“, Band V. An einzelnes brauche ich kaum zu erinnern. Lange genug hat eine falsche Heiligungstheorie die klare Lehre von der Rechtfertigung des Sünder vor Gott, diesen Edelstein der Reformation, verdunkelt; die Lehre von der Taufe ist verwirrt, die Kindertaufe in gewissen Kreisen verächtlich gemacht, und alles, was man uns angepriesen hat als Heilmittel für die kalte Zeit, hat den Verfall unsers Volkes in religiöser und sittlicher Beziehung nicht aufhalten können. Will Gott uns durch den Krieg auch dafür die Augen öffnen? Was bedeutet jetzt in der harten Kriegszeit, die an den christlichen Mannesmut die größten Anforderungen stellt, der über den Kanal zu uns gedrungene „Singsang und Klingklang“, über dem so viele fromme Christen die Heldenlieder des 16. Jahrhunderts vergessen haben? Man kann eine ganze Reihe solcher Gesänge zusammenstellen, die in unzähligen Gemeinden völlig unbekannt sind, zumal sie die herrlichen, kräftigen Melodien nicht singen können, die selbst, man darf dies getrost sagen, auch den Pfarrern völlig unbekannt sind. Ebenso ergibt es vielen, und zwar den kostlichsten Kreuz- und Trostliedern des 17. Jahrhunderts. Diese Lieder liegen da wie ein totes Kapital. Soll man es nicht endlich in Umlauf setzen? Die Arbeit an den Gesangbüchern, die jetzt wohl in allen Landeskirchen geschehen ist oder geschieht, erwacht Hoffnung.

Wahrhaft verhängnisvoll wirkt das Wort „international“ auf kirchlichem Gebiete. . . . Was bedeutet jetzt der „Internationale Jünglingsbund“ und ähnliche Veranstaltungen auf dem Gebiete der Inneren Mission? Was bedeutet die „Weltmissionskonferenz“ mit ihren englisch-amerikanischen Führern? Was will uns denn Gott der Herr sagen, wenn er uns durch den Weltkrieg alle diese Veranstaltungen zer-

brochen vor die Füße wirft? Oder will er uns etwa damit nichts sagen? Hat er wirklich Wohlgefallen gehabt an diesem Missionsbetrieb nach englischem Muster? Hat er Wohlgefallen gehabt an dem Bestreben, die Missionssache auf künstlichem Wege in die Kreise zu tragen, die wohl ein reges Interesse für Kolonisation haben, aber innerlich der Mission fernstehen, weil sie dieselbe nicht auf betenden Herzen tragen können? Freilich, will man „Weltmission“ (ein Wort von bestechendem Zauberflang) in englischem Geiste treiben, wenn die Welt wie im Sturm für den Herrn Christus erobert werden soll, dann muß man es den Weltroberern gleich tun. Aber hat der Herr uns dafür eine Verheizung gegeben? Die Mission ist in England längst hoffähig, in diesem England, dessen größter Bundesgenosse in diesem Weltkriege die Lüge ist! Die Apothe und die ersten Christengemeinden waren nicht hoffähig, aber sie haben mit dem still wirkenden Sauerzeug des Evangeliums die Völker unter das Kreuz geführt. Ich bin von Jugend an ein Missionsfreund gewesen, und zwei meiner Söhne sind Missionare, aber ich habe all diesen modernen Veranstaltungen mit Fragezeichen gegenübergestanden.

Wo liegt denn eigentlich der Schaden? Mich dünkt, man ist bestrebt, das Unräthbare zu versichthaben; was dem Glauben anvertraut ist, soll geschaunt werden, wenigstens soweit das in dieser Welt der Endlichkeit möglich ist. Statt die stillen Wege unter dem Kreuz weiterzuziehen, gerät man in die Gefahr, Macht zu suchen nach Weise der Welt, imponierende Darstellung der Macht des Reiches Gottes nach außen hin. Und nun erfahren wir, daß Gott durch den Weltkrieg das alles mit einem Schlag still stellt. Als Missionsfreund war meine erste Empfindung bei dieser Tatsache tiefe Demütigung. Vielleicht werden die hoch über mir stehenden Missionärmänner meine Gedanken und Empfindungen mit Kopfschütteln begleiten. Gleichviel, ich bin belehrungsfähig. Aber das eine werden wir alle gestehen: wir wandeln tief im Dunkeln und müssen uns beugen unter das Wort: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ Damit ist es doch gewiß nicht getan, daß man England allein die Schuld aufbürdet. . . . Gott hat es zugelassen. Aber es muß heißen, wenn ich recht sehe: Los von England! dessen Missionsfreunde nicht die Einsicht, den Mut, die Kraft gefunden haben, Zeugnis abzulegen gegen Männer, unter deren Schild sie ihr Werk getrieben haben, und die jetzt das Land der Reformation vertreten wollen. Aber wie es nun auch sein mag, wir werden den Missionsbefehl Christi auszuführen suchen, aber nicht im Triumph, sondern unter dem Kreuz, und wir werden mit Gottes Hilfe den Schatz der Reformation, die reine Lehre, die Gott der Herr uns anvertraut hat, aufs neue ins helle Licht bringen helfen, damit dieser Schatz das bewußte Eigentum unsers evangelischen Volkes immer mehr werde, damit wir auch gerüstet stehn, besser als zuvor, gegen den Einbruch eines dem deutschen Christenvolk fremden Geistes.

Dann wird es gewißlich heißen dürfen: „Das Reich muß uns doch bleiben!“ — So weit Möller. Daß das englische Sektentum Eingang gefunden hat in Deutschland, hat seinen Grund darin, daß man das Wort Luthers mit Bezug auf die Reformierten: „Ihr habt einen andern Geist“ nicht mehr glaubt und nicht mehr festhält am lutherischen Schriftprinzip und überhaupt die Reinheit der Lehre gering schätzt. Die bloße Abneigung gegen England kann darum auch zu keiner wirklichen Wandlung und zur Rückkehr zum echten Luthertum führen, sondern einzig und allein die Erkenntnis, daß man wider Gott gesündigt hat und seinem Worte untreu geworden ist. F. B.

Die Schuld des deutschen Volkes. D. Häufleiter schreibt in einem Artikel in der „A. G. L. A.“: „Wir haben in Deutschland eine lange Friedenszeit von fast vierundvierzig Jahren erlebt. Welcher Aufschwung unsers Volkes in Handel und Wandel, in Technik und Industrie, in zunehmendem Wohlstand und Reichtum fällt in diese Periode! Es waren Segnungen Gottes, dessen Gnadenerweisungen das Ziel haben, die Menschen, die sie erfahren, zur Gottesgemeinschaft zu ziehen (Röm. 2, 4). Aber wurde das Glück und die Wohlfahrt des Friedens von unserm Volk als Gnadenheimsuchung Gottes erkannt und anerkannt? Hat man Gott aus vollem Herzen gedankt und ihm gedient? Wer könnte, wenn man auf das Ganze unsers Volkes blickt, diese Frage bejahen? In weiten Kreisen hatte eine Gottes vergessende Leichtfertigkeit und Diesseitslust, ein irdisches Schwelgen im Reichtum, eine Abwendung vom christlichen Glauben und von der Gemeinschaft der Kirche, die diesen Glauben zu wecken und zu pflegen berufen ist, so sehr um sich gegriffen, daß ernster Gesinnte sich mit Schrecken sagten: Wenn es so weitergeht, taumelt unser Volk dem Abgrund und Untergang entgegen! Welche Sumpfblüten zeigten sich auf dem Gebiete der Kunst und der sogenannten ‚schönen‘ Literatur! Der Zug zum Pilanten und Verversen nahm reißend überhand; in unsern Theatern wurden sitzenlose Stücke gespielt, zum Teil vom Ausland übernommen, zum Teil auf heimischem Boden gewachsen! Wie schoß das Theater des ‚kleinen Mannes‘, die Lichtspielbühne, ins Kraut und ins Unkraut! Mit welchen Bildern füllte sich die Phantasie der halbwüchsigen Jugend! Wie wucherten die Fleischesfünden! Immer frecher, schamloser wurde das Recht des freien Sichauslebens gefordert, das in Wahrheit doch nur ein Laumel in Sinnenlust ist, deren Diener sich selber zugrunde richten! Auf eine Erscheinung des öffentlichen Lebens muß noch besonders hingewiesen werden. Der Kampf der politischen Parteien gegeneinander, nicht nur der sozialdemokratischen, sondern auch der bürgerlichen politischen Presse, hatte einen so hohen Grad der Schärfe und Verbissenheit erreicht, daß es dem neidischen und feindseligen Ausland fraglich erscheinen mußte, ob ein so bis in die Tiefen hinein gespaltenes, politisch und religiös, kirchlich und sozial getrenntes und zerrissenes Volk in der Stunde der Gefahr des einmüttigen Zu-

jammenschlusses und der gemeinsamen Erhebung noch fähig wäre. Hätten wir in den Tagen des Friedens den Eindruck eines in sich festgeschlossenen und brüderlich zusammenhaltenden Volksganzen gegeben, unsere Feinde hätten es sich zweimal und dreimal überlegt, ob sie es wagen könnten, über ein großes, von einem Willen beseeltes Volk herzufallen. Aber man rechnete mit unserer Zerflüstung und Zwietracht, und wir tragen selber die Schuld, daß die Feinde sich Hoffnung auf schwere, unsren Widerstand lähmende innere Wirren machen könnten. Die Rechnung war falsch; aber es wäre besser gewesen, wenn unsere Feinde sie überhaupt nicht hätten anstellen können.“ Diesen Sünden hätte Haufleiter hinzufügen sollen den schier allgemeinen religiösen Abfall in Deutschland von Gottes Wort und der reinen Lehre Luthers, was letztlich allen andern Verirrungen zugrunde liegt. Die Kirche Deutschlands und in der Kirche die Pastoren und theologischen Professoren müssen mit der Buße vorangehen. Aber gerade hier will es leider zu keinem rechten Sündenbekenntnis kommen. J. B.

Krieg und Tanz. In einer märkischen Stadt traf dieser Tage ein Verwundetentransport ein. Als die Leichverlegten sich zu Fuß auf den Weg machten, fiel ihr erster Blick auf ein Plakat, auf dem zu lesen war: „Nächsten Sonntag Tanz.“ Da blieb einer von ihnen stehen und sagte zu seinen Kameraden: „Wie ist das möglich? Tanz, während wir bei Opern Tag für Tag bluten und sterben!“ Und wir fragen mit ihm: Ja, wie ist das möglich? Sollten die ungeheuren Verluste, das schon in Strömen geslossene und immer weiter fließende kostbare deutsche Blut, nicht genügen, um die Lust am Tanzen den Deutschen aller Kreise und allerorten bis ins innerste Mark zu vergällen? Für einzelne Entartete, wie jenen Tango-Tanzirkel, den jüngst die Berliner Polizei im berüchtigten Tauenzienviertel aufheben mußte, machen wir die Allgemeinheit nicht verantwortlich. Aber die Polizei sollte schärfster gegen solche entartete, undeutsche Menschen vorgehen. Bedenklicher muß schon stimmen, wenn mit Winterbeginn die Tanzstundenfeste wieder in die Erscheinung treten. Vollends will nicht gefallen, daß die Vertreter des Deutschen und des Berliner Gastwirtsverbandes letzter Tage bei dem Oberkommandierenden in den Marken wegen des Verbots der öffentlichen Tanzlustbarkeiten vorstellig wurden und „nach längerem Hin und Her“ eine Milderung insofern erreichten, als ihnen zugesichert wurde, daß gegen „Vereinsfestlichkeiten mit Tanz“ in Zukunft kein Einspruch mehr erhoben werden soll. Man wird natürlich sagen, die Gastwirte wollten auch leben. Aber welcher Beruf und welcher Stand hat jetzt keine Opfer zu bringen? Und wo muß man sie eher erwarten als auf dem — Tanzboden? Ein solider Wirt wird auch bei „Vereinsfestlichkeiten ohne Tanzvergnügen“ bestehen bleiben. Diejenigen Vereine aber, die ihren Mitgliedern überhaupt zumuten, in diesem Winter Tanzfeste zu feiern, verdienen nichts anderes, als da, wo ihr eigener sittlicher Taft versagt, durch die Polizei an die Notwendigkeit eines

solchen erinnert zu werden. Die Behörden sollten hier mit fester Hand zufassen. Gegen jene minderwertigen Elemente des Volkes darf keine ganz unangebrachte Rücksicht geübt werden. Daran nimmt der besser gesinnte Teil Anstoß, daran nimmt vor allem unser braves Heer, das für uns blutet, schweren Anstoß. Es versteht eine so leichtfertige Lebensweise in so furchtbare cruster Zeit nicht. — So schreibt der „Reichsbote“. Den weltüblichen Tanz aber hätte er verurteilen sollen, nicht etwa bloß, weil er in Kriegszeiten anstößig ist und dem Ernst der Zeitlage nicht entspricht, sondern weil er überhaupt kein Mittelding ist, sondern eine Sünde wider das sechste Gebot.

J. B.

Generaloberst von Hindenburg ist ein großer Peter, und es war von ihm nicht bloß Redensart, als er nach der großen Schlacht von Tannenberg zu seinen Soldaten sagte: „Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Sieg eurer Opferfreudigkeit zu danken.“ Gewiß war nach seinem Sinn der auf den Sieg gedichtete Vers: Ortelburg und Gilgenburg, Dazu als Sieger Hindenburg, Das sind der Burgen drei; Die vierte, die ist auch dabei, Die macht der Feinde Tun zu Spott: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Dagegen wird er mit Stämmen den wißig sein sollenden Glückwunsch eines Pastors, bzw. einer ganzen Kirchengemeinde (Stellingen=Langenfelde in Schleswig-Holstein), gelesen haben: „Ew. Exzellenz, dem Sieger zweier Weltgeschichtlicher Schlachten, dem Doktor vierer Fakultäten, erlaubt sich die evangelische Kirchengemeinde Stellingen, herzlichsten Glückwunsch zu senden zu der mit so wenig deutschem Blut geschriebenen Doktorarbeit und zu dem summa cum laude bestandenen examen rigorosum. Wir laden uns im Geiste zu dem Doktorschmause, zu dem, wie wir denken, die Pfropfen kräftig knallen werden vor Wilna und Warschau. Wir hoffen, daß der Herr Doktor es nun nur um so besser verstehen werden, dem kranken Manne in Russland die nötigen Pillen zu drehen im Sinne des Doktor Blücher und seines Apothekers Gneisenau. Es erfüllt uns mit großer Genugtuung, daß nach der Wiederkunft des Geistes von 1813 sich der von 1914 jetzt in unserm Volk und Heer so glorreich betätigt. Eine wahre Freude ist es für uns, wenn in der Front für uns so wacker gewirkt wird, auch unsererseits hinter der Front nach bestem Wissen und Können mitzuschaffen. Ew. Exzellenz dankbarst ergebener Pastor J. Kähler.“ Diese Art entspricht wenig dem Ernst der Zeit und jener grausigen Schlacht, in der mehr als hunderttausend Menschen den Tod fanden. Hindenburg antwortete auch knapp und kühl: „Besten Dank! In Eile! v. Hindenburg.“

(A. G. L. A.)

Der Durchzug durch Belgien. Der „Reformation“ entnehmen wir folgende interessante Mitteilung: „Angesichts der Tatsache, daß unser Durchzug durch Belgien immer noch nicht nur von unsern Feinden, sondern auch von den Neutralen als bitteres Unrecht, von vielen Neutralen als unser einziges Unrecht hingestellt wird, erscheint ein Artikel von Interesse, den der bekannte holländische christlich-soziale Politiker

und frühere Ministerpräsident Dr. Abr. Kumper im „Standaard“ veröffentlichte. Kumper erinnert an die Tatsache, daß einst Moses Hesbon für Israel um freien Durchzug bat mit der Verpflichtung, keinen Schaden anzurichten und alles bar zu bezahlen. Würde dies allerdings verweigert werden, so würde er Hesbon angreifen und das ganze Reich zerstören. Um zu beweisen, daß eine solche Forderung an sich nicht mit den Rechtsbegriffen in Widerspruch steht, und daß man sich diesbezüglich sogar auf eine in der ganzen Welt anerkannte Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts berufen kann, zieht Kumper dann die folgenden Stellen heran aus Hugo de Groots Werk „De jure belli ac pacis“: „Ein glänzendes Beispiel hiervon haben wir in der Geschichte des Moses, der, als er über die Grenze ziehen mußte, erst Edumäa und dann den Ammonitern die folgende Bedingung stellte: Er seinerseits wolle nur auf „Kriegswegen“ ziehen und kein Privatland betreten. Wenn er etwas gebrauche, so wolle er den vollen Preis dafür zahlen. Als nun diese billigen Bedingungen verworfen wurden, hat Moses die Ammoniter mit einem durchaus gerechtfertigten Krieg heimgesucht. Denn, sagt Augustinus, Moysis Heer wurde der Durchzug verweigert, der doch nach Recht und Willigkeit nach dem Gesetz der menschlichen Gesellschaft gestattet werden mußte.“ So sprach Hugo de Groot, und dann zeigte er durch zahlreiche Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte, daß die Staatsmänner auch dieser Völker ebenso urteilten und immer die Regel anwandten, die Hugo de Groot selbst so formulierte: „daß das Land, die Flüsse und das Meeresgebiet, die einer andern Regierung unterstanden, für einen Durchzug offen gehalten werden müssten, wenn ein anderes Volk sein Heer nach einem Nachbarstaat ziehen läßt und für ein gerechtes Ziel den Durchgang nötig hat.“ Hugo de Groot treibt dies so weit, daß er sagt: „Erst bitte man um Erlaubnis für den Durchzug; wird diese verweigert, so kann man ihn mit Gewalt erzwingen.“ Als Agesilaus auf seiner Rückkehr aus Asien den König von Mazedonien um eine solche Erlaubnis bat, und dieser ihm antwortete, er wolle darüber nachdenken, antwortete Agesilaus: „Wenn ich auf dem Wege bin, solange du willst; aber ich werde gleich durch dein Land ziehen.“ Auch auf dieses Beispiel beruft sich Hugo de Groot, um seine Beweisführung zu stützen.“

Monistischer Fahneneid. Einige Mitglieder der Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes haben es jetzt durchgesetzt, den Fahneneid nach ihrer Form leisten zu können. Das geschah nicht mit den andern Soldaten in Gegenwart der Fahne und des Kreuzifixes, sondern besonders im Bataillonsbureau. Der Ableistende legte dabei die linke Hand auf den von dem Lieutenant gezogenen und wagerecht gehaltenen Degen und sprach: „Ich . . . schwöre einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem König von Preußen, Wilhelm II., meinem allernädigsten Landesherrn, in allen und jeden Vorfällen zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten, und an welchen Orten

es immer sei, getreu und redlich dienen, Allerhöchstderen Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir vor-gelesenen Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffe-nen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und ge-bührt. Was ich hiermit durch Handschlag bekräftige.“ Hiermit schlug der Schwörende mit der rechten Hand, die beim Eide nach oben ge-halten wurde, in die dargebotene Hand des Offiziers ein.

Vokottierung des deutschen Kirchenlieds. Eins der hervorragend-sten englischen Kirchenorgane, *The Guardian*, eröffnete einen Sprech-saal darüber, ob man nicht die deutschen Kirchenlieder und ihre Kom-positionen, vor allem Luthers „Ein' feste Burg“ und Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege“ (trotz Wesleys Übersetzung ins Englische), „bojkottieren“ solle. Denn ihr Ursprung sei doch deutsch, und so müß-ten sie ebenso wie alles Deutsche ausgerottet werden. Schließlich ent-schloß man sich, die „Ware“ weiter „im Kurs zu lassen“, und zwar, weil „die englischen Kirchen Luther sehr zu Dank verpflichtet seien, und sie sich durch den Boykott nur selbst schaden würden“.

Annual Bible Review Day. Die International Sunday-school Association empfiehlt für diese Feier den dritten Sonntag vor Weih-nachten. In ihrem diesbezüglichen Flugblatt sagt sie über die wunderbare Zunahme der Bibelverbreitung: “Take, for example, its amazing growth during the last hundred years. It is but little more than a century ago that Voltaire prophesied that in a hundred years the Bible would be an extinct book. How has that prophecy been ful-filled? From 1804 to 1817 the total issues of Bibles and portions of the same in all Europe and America were about three million copies, or an average of less than a quarter of a million a year, distributed in less than seventy languages. At present the thirty Bible societies of the world, which exist for the specific purpose of publishing the Word of God without note or comment, issue the whole Bible, or portions of it, in over 500 languages, and the aggregate circulation is about 18,000,000 copies a year. Then there are the Bibles and portions printed by private publishing firms, returns of which have recently been gathered for the first time, and these add 10,000,000 copies to the annual output. Thus we have 28,000,000 or more than 120 times the annual output of a century ago. And besides this, there are the many millions of copies of texts and quotations circulated annually in our marvelously developed Sun-day-school literature and the literature of the churches. Historians and archeologists are every year making discoveries by which fresh light is focused upon the records of Holy Writ. Each fresh dis-covery will magnify the miracle of its history and preservation, and tend to demonstrate more clearly the fact that the Bible is not a mere book, but is a living and inextinguishable source of light and

life, as well as of wisdom." Das ist gewiß erfreulich, obwohl man dabei die Frage nicht los wird, ob die Bibel der kolossalen Verbreitung einigermaßen entsprechend auch gelesen wird.

F. B.

Erfolge der Judentheologie. Nach einer neulich erfolgten Zusammenstellung sind im 19. Jahrhundert fast 73,000 Juden getauft worden. Die meisten Judentaufen hatte Großbritannien, nämlich 28,830; dann folgten Deutschland mit 17,520, Amerika mit 11,500, Österreich-Ungarn mit 8356, Russland mit 3900, Holland mit 1800, Frankreich mit 600, Jerusalem mit 579, Schweden und Norwegen mit 500, Australien mit 200, Dänemark mit 100 und die Schweiz mit circa 100 Judentaufen.

Krieg und Kunstwerke. In der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ erzählt der große Karlsruher Künstler Hans Thoma eine Fabel, wie in einem schweren Kampfe der eine der Gegner mit grobem Schwerthiebe dem Feinde den kunstvoll gearbeiteten Goldschild zerhaut, mit dem dieser sich deckte. Dann fährt er fort: „Diese alte Geschichte scheint sich bei vielen Kämpfen zu wiederholen, und sie ist mir eingefallen, als ich das Schicksal von Löwen und Reims erfuhr. Hart und urkräftig ist aber der heutige Kampf, denn es handelt sich um das Leben Deutschlands, um das Leben eines Volkes; wenig hat daneben die Zerstörung von Kunstwerken zu bedeuten, wenn sie den notwendigen Streichen des Kämpfes zum Opfer fallen. Auch wir Deutschen weinen der zerstörten Kunst eine Träne nach, und wir schützen sie, wo wir können; wir haben auch die Hoffnung, daß ein gesundes, heiles Volk immer wieder neue Kunstwerke hervorbringt, die seiner Eigenart entsprechen. Heute handelt es sich um das Leben, um den Bestand unsers Volkes. Vor dieser harten Tatsache muß alle kunstliebende Weichheit verstummen. Um so inniger wird sie sich in der Zukunft wieder äußern können. Unsere so friedlich braven Landsleute müßten als Wehrmänner in den uns aufgezwungenen Krieg von Heimat, Frau und Kind hinweg; sie müssen alles verlassen, woran ihre Liebe, ihr weiches Gemütsleben hängt; sie müßten ihr friedliches Herz mit Eisen umpanzern, sonst hätten sie den Schmerz nicht überwunden. Wie kann man da ein großes Jammergeschrei um zerstörte Kunstwerke erheben, wo doch der Krieg Hunderttausende persönlich aufgebauter Lebenskunstwerke mit grausamer Gleichgültigkeit vernichtet?“ So die „A. C. L. A.“ Das maßlose Geschrei über die Zerstörung von Kunstwerken durch die Deutschen ist ein Beweis dafür, daß vielfach das, was man jetzt Kultur und Kunstsinn nennt, in Wahrheit weiter nichts ist als Verweichlichung und Substituierung des Ästhetischen für das Religiöse und Ethische. Bismarck sagte Anno 1870, die gesunden Knochen eines pommerschen Soldaten seien ihm mehr wert als alle französischen Kunstwerke. Das ist ein richtiges, wahrhaft humanes und eines Menschen würdiges Urteil. Der Mensch steht höher als alle menschliche Kunst. Und zum Barbarismus in widerlichster Form führt es, wo man diesen gesunden Sinn verleugnet.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Verhältnis der Iowashynode und der Ohiosynode zum Generalkonzil. An der Gründung des Generalkonzils waren seinerzeit außer den östlichen Ministerien und der schwedischen Synode auch beteiligt die Synoden von Wisconsin und Minnesota sowie die Ohiosynode. Die unbefriedigende Erklärung des Konzils über die fünf Punkte veranlaßte bekanntlich den Ausritt der Wisconsinssynode und der Minnesotasyhnode, und im Jahre 1867 zog sich auch die Ohiosynode zurück. Die Iowashynode hielt damals eine abwartende Stellung inne, ist auch jetzt einer organischen Verbindung mit dem Konzil nicht nähergetreten, unterhält aber freundschaftliche Beziehungen zum Konzil, die sich in der Vertretung der Iowashynode auf den Versammlungen des Konzils und in gemeinschaftlicher Missionsarbeit kundgeben. Es besteht also Glaubensgemeinschaft zwischen dem Konzil und der Iowashynode. Es besteht auch Glaubensgemeinschaft zwischen der Ohiosynode und der Iowashynode. Da jedoch Ohio vorderhand mit dem Konzil noch nicht in Glaubensgemeinschaft steht, ist das Verhältnis zu Iowa ein etwas unklares und nicht ganz konsequentes. In letzter Zeit haben wieder Verhandlungen stattgefunden, um dieses Verhältnis zu klären. Auf ihrer Versammlung letzten Jahres in Detroit faßte die Ohiosynode unter anderem folgenden Beschuß: „7. In bezug auf Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit der Iowashynode erbat sich der Allgemeine Präses Gelegenheit zu einer Erklärung, welche er dann auch abgab. Auf Gesuch des Texas-Distrikts beschloß die Synode, es einzelnen Synodalen ausnahmsweise unter gewissen Umständen zu gewähren, solche Gemeinschaft zu betätigen.“ Zu diesem Beschuß bemerkte am 22. Oktober das iowasche „Kirchenblatt“ editoriell: „Was die Ohiosynode unter den gewissen Umständen, unter denen ‚ausnahmsweise‘ ihre Pastoren mit uns Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft pflegen dürfen, meint, wird leider nicht gesagt. Es scheint aber, daß es damit den einzelnen überlassen ist, nach ihrem Gewissen zu handeln, so daß der prinzipielle Gegensatz gegen die Kirchengemeinschaft mit uns beseitigt ist, und diese ernste Angelegenheit nun eine Sache der Opportunität ist, was sie ihres Charakters wegen doch nicht sein sollte. Wir halten dafür, daß überall, wo Kirchengemeinschaft möglich ist, sie auch gepflegt werden muß, weil Christus das fordert [?]; wo sie wegen der Verschiedenheit der Lehre und Praxis nicht möglich ist, da sollte sie auch nicht ausnahmsweise geübt werden. Wir freuen uns aber, daß der prinzipielle Gegensatz gefallen ist.“ — Hierauf antwortete die ohiosche „Kirchenzeitung“ vom 14. November: „Es tut uns sehr leid, daß es dem genannten Schreiber — und auch wohl andern in der Iowashynode — so schwer fällt, die Beschlüsse unserer Synode in bezug auf Iowa, die Toledoer Thesen, Betätigung der Kirchengemeinschaft usw., ihrem eigentlichen Sinne nach zu verstehen. Vielleicht liegt das an einer Unbeholfenheit unsrerseits, daß wir uns nicht klar und ausführlich genug ausdrücken; vielleicht liegt es auch an etwas in unsfern Iowaeer Brüdern, daß sie aus unsfern Beschlüssen etwas herauslesen, was nicht in denselben steht und nicht von uns mit denselben gemeint ist. . . . Unsere Synode hatte schon in Richmond vor vier Jahren viel mehr beschlossen als die bloße Annahme der Toledoer Thesen, nämlich

Iowa als rechtgläubige lutherische Synode anzuerkennen. Hoffentlich wird nun allgemein von Iowa beachtet werden, daß wir Iowa, wie schon in Richmond in aller Form beschlossen, als rechtgläubigen lutherischen Kirchenkörper anerkennen. Der andere Punkt, bei dem ebenfalls ein Mißverständnis vorzuliegen scheint, ist der vom Kirchenblatt erwähnte: Ist Kirchengemeinschaft da, so sollte sie betätigt werden; nun hält aber Ohio immer noch mit dieser Betätigung zurück, gewährt aber trotzdem einzelnen Vertstellern solche Betätigung. Ist das nicht die reine Inkonsistenz? Oder, wie das Kirchenblatt es auszudrücken beliebt: Einmal erscheint die Sache als eine prinzipielle, das andere Mal als eine Sache der Opportunität — eben ein Gegensatz, ein Widerspruch, der sich nicht ausgleichen lassen will. Und doch ist die Sache ziemlich einfach. Schon in Richmond beschloß unsere Synode, daß die Anerkennung der Rechtgläubigkeit die Kirchengemeinschaft, und das schließt auch die Betätigung derselben ein, mit in sich begreift. Unsere Synode sprach also klar und deutlich aus, was eigentlich prinzipiell zur Sache zu sagen war. Zugleich aber wies sie auf einen Umstand hin, der trotz des zugestandenen und anerkannten Prinzips die einfache allseitige Betätigung der Kirchengemeinschaft hinderte. Das war und ist das Verhältnis zum Generalkonzil, mit welchem Iowa in ausgesprochener Kirchengemeinschaft steht, welche Gemeinschaft auch seitens Iowas bei öffentlichen Gelegenheiten sehr emphatisch und sehr öffentlich zum Ausdruck gebracht wird. Wir unsererseits befinden uns nun in der Lage, daß wir mit dem Generalkonzil nicht in solche Gemeinschaft treten können, auch nicht auf dem Umwege durch Iowa. Weshalb nicht, ist oft und deutlich genug angegeben worden. Darum beschloß unsere Synode, weiter mit Iowa zu verhandeln, um, wo möglich, dies Hindernis aus dem Wege zu räumen. Diese Verhandlungen wurden dann auch eingeleitet und sind bis jetzt noch nicht zum Abschluß gekommen.“ Bezug nehmend auf diese Darstellung der „Kirchenzeitung“, sprach sich das iowäische „Kirchenblatt“ in einer folgenden Nummer in nachstehenden Worten aus: „Wir freuen uns, daß es unmöglichverständlich ausgesprochen ist, daß die Anerkennung der Rechtgläubigkeit unserer Synode die Kirchengemeinschaft und ihre Betätigung einschließt. Damit ist es ja allen Gliedern der Ohiosynode freigestellt, mit uns Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zu pflegen. Daß dies nicht alle tun, liegt daran, daß sie an unserm Verhältnis zum Generalkonzil Unstöß nehmen. Wir anerkennen nun das Generalkonzil als einen Teil der rechtgläubigen lutherischen Kirche und freuen uns, daß in diesem großen, einflußreichen Kirchenkörper das Bekenntnis unserer Kirche mit Treue festgehalten wird. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch die Ohiosynode, die über mancherlei ärgerliche Vorkommenisse, meistens aus früherer Zeit, meint Lage führen zu müssen, mit dem Generalkonzil zu einer Verständigung kommen und mit uns in Kirchengemeinschaft mit diesem Kirchenkörper treten wird.“ Tatsächlich ist gerade auch im letzten Jahre in der Stellung gegen die Synodalkonferenz eine solche Einmütigkeit zwischen Konzil, Ohio und Iowa auf der Basis von D. Kehlers „free moral agency“ und „cooperation“ zutage getreten, so daß sich niemand wundern sollte, wenn aus dieser Allianz in nicht allzu langer Zeit eine Föderation oder gar ein neuer Gesamtkörper entsteht.

G.

Augustana-Synode und Generalkonzil. Innerhalb der schwedischen Augustana-Synode, die seit der Gründung des Generalkonzils im Jahre 1867

diesem angehört und mit seinen 180,000 kommunizierenden Gliedern den größten Einzelbestandteil des Konzils ausmacht, bahnt sich seit einigen Jahren eine Bewegung an, die einen friedlichen Austritt der Schweden aus dem Konzil zum Ziel hat. In dem englischen Blatt der schwedischen Synode, dem *Lutheran Companion*, wurden die Vorzüge, die eine Trennung von dem Gesamtkörper für die Schweden haben würde, wie folgt, ausgeführt: "After considering the matter in all its bearings for several years, and after securing such information, *pro* and *con*, as has been available on the periphery, the present writer has arrived at the conclusion that the Augustana Synod ought to sever its present relation with the General Council. We know that the change would not be entirely agreeable to all our brethren in the General Council, for various reasons; but for some of the same reasons and for others equally good a number of the brethren in the Augustana Synod wish to readjust an anomalous situation." Der Schreiber des Artikels, C. J. Södergren, richtet sich dann an solche Glieder der Augustan synode, die ihm in dieser Sache beipflichten, und fordert sie auf, "to agree, if we can, at some early meeting of the Synod on such action as shall bring about a satisfactory solution of what amounts to an actual problem". In bezug auf das gegenwärtige Verhältnis der Augustan synode zum Konzil heißt es dann weiter: "The 'anomaly' of it consists in the awkward circumstance of a general body in a general body, together with local synods. It makes us feel as though we were 'neither fish nor fowl,' and we cut a rather ridiculous figure whether we try to stand up or sit down,—which, by the way, may account in part for some of the more or less amusing (?) things in word or silence, deed or inaction, which we have to our credit. It seems to be a case of a Jonah swallowed up by a great fish, and, no doubt, the combination is a little distressing to both. . . . This will, of course, not prevent us, as a general body, from maintaining equal and cordial relations with the General Council. On the contrary, it will enable us to establish such a natural and happy relation as is not possible under present conditions, as also to form close and satisfactory alliances with all the other general bodies of our Church. But all the while we have our own special mission to perform and our own distinct interests to conserve. And this can be done best by directing our own affairs, employing our own men and women, and making proper disposition of our own means. The time seems to have arrived for the Augustana Synod to do 'intensive' spiritual work in a smaller section of her own on the India field, and by methods and means approved by her own experiences." Was für Motive dieser Bewegung innerhalb der Augustan synode zu grunde liegen, entzieht sich vorerst noch der Beobachtung. Dass es unter den schwedischen Lutheranern gärt, dafür haben gerade die Spalten des *Lutheran Companion* in den letzten fünf Jahren manchen Beweis geliefert.

G.

Unionismus der Generalsynode. Im *Lutheran Church Work*, dem offiziellen Blatt der Generalsynode, stand kürzlich folgendes über die Praxis dieses Körpers in der Aufnahme Andersgläubiger zu lesen: „In den meisten unserer Generalsynode-Kirchen, wenn nicht in allen [1], wird ein Entlassungsschreiben von irgendeiner Kirche einer andern evangelischen Denomination angenommen und behandelt gerade wie ein ähnliches Schreiben

von einer andern lutherischen Kirche.“ Also auch im konservativen Blatt der Generalsynode immer noch die Position, die einst im *Lutheran Evangelist* so zum Ausdruck kam: “As to pulpit and altar fellowship, the General Synod through all its history opens its pulpits to all ministers of all evangelical denominations, and emphasizes the communion table as the Lord’s table, to which all Christian believers are cordially invited. General Synod Lutheranism is broad as the Gospel of God’s love, seeking to win and not to repel. Faith in Christ is the one condition of salvation. We were not present at the Richmond convention, but we do understand the letter and spirit of General Synod Lutheranism. It takes no backward steps, and faces courageously to the front. We rejoice in the most cordial fellowship with all who accept the Christ.” So schrankenlos ist die Freiheit, die in der Generalsynode geübt wird, wenn es sich um Aufnahme von Leuten handelt, die „Christum annehmen“, daß auch eine solche Kleinigkeit wie die Zugehörigkeit zu geheimen Gesellschaften dem Prinzip der “cordial fellowship” nicht im Wege stehen darf. In demselben Artikel des *Evangelist* hieß es: “Every reader of the *Evangelist* knows that our General Synod regards the matter of ‘lodge membership’ as a matter of Christian liberty. Some divisions of the Lutheran Church forbid membership in secret societies to members of their churches, but the General Synod finds no warrant in God’s Word for such restriction. The synodical bodies that do place such restriction find trouble with the pastors and members who will not submit to this infringement of individual liberty.” Das eigentliche “infringement of individual liberty”, gegen das man in der Generalsynode ankämpft, ist — das lutherische Be-kenntnis.

G.

Ein Streiflicht auf die Methoden, die von der Majoritätspartei der Norwegischen Synode angewandt werden, wirft ein “pledge”, der nach einem Bericht in „Kirkebudet“ denen, die als ärztliche Gehilfen in der Chinamission dienen wollen, abverlangt wird. Die Verpflichtung solcher, die sich für diesen Dienst melden, erheischt eine Beantwortung folgender Fragen: “In case the three Norwegian Lutheran bodies, which now are considering the matter of union, should agree to unite as one body, and thereby also consolidate their foreign missions, would your conscience permit you to continue as a worker in the new body? In case organic union should not be consummated, would it be possible for you to work together with other Lutheran church-bodies or mission societies in such activities as our synod might decide upon? We instance the following: Union seminary for the education of native pastors and other mission workers, union school for native teachers, the joint publication of school-books, missionary matter, papers, etc.” Hierzu bemerkt P. Gulligon in dem genannten Blatt: „Ein solcher Arzt muß also seinen (eventuellen) Eintritt in einen Synodalverband versprechen, dessen Gestaltung er noch nicht kennt, und der noch gar nicht existiert. Falls die Synode bestehen bleibt, muß er versprechen, daß er mit andern Gemeinschaften und Missionsgesellschaften, die den lutherischen Namen tragen, nach Bestimmungen, die die Synode später fassen mag, gemeinschaftlich arbeiten will, und sich also an menschliche Beschlüsse unbedingt binden, die er noch gar nicht kennt, und die er also noch nicht nach Gottes Wort hat prüfen können.“ Die Gemeinschaften, die man im Auge hat, sind ohne Zweifel die norwegischen

Körperschaften, deren Arbeitsgebiete an das neue Missionsfeld der Norwegischen Synode in China grenzen, und die jetzt schon ein gemeinschaftliches Predigerseminar in China im Betriebe haben, nämlich die Forenede Kirke, die Haugesynode, die finnische Missionsgesellschaft und die Mission der Landeskirche Norwegens.

G.

Die Vereinigungsbewegung unter den Reformierten ist in letzter Zeit, trotz des sich immer breiter machenden Indifferentismus in der Lehre, merklich ins Stocken geraten. Auf der Jahresversammlung der United Presbyterians im Mai 1914 hat man die Basis of Union, die mit den südlichen Presbyterianern vereinbart worden war, und über die in den Gemeinden der südlichen Presbyterianer schon abgestimmt wird, wieder fallen lassen "in view of the apparent lack of enthusiasm which should accompany any such union as has been proposed, and the seeming certainty that, if overtured, the measure would be defeated, and mindful of the fact that harmony and Christian fellowship are more important than organic union, and believing that under existing conditions it is the duty of our Church to give undivided energy and attention to the great, growing work which our Lord has already given her to do". Statt dessen will man die Gemeinden noch einmal fragen, ob sie wirklich willens seien, daß die United Presbyterian Church ihre "separate and independent existence on the basis of its accepted faith and usages" aufgeben solle, um mit andern reformierten Kirchen eine Vereinigung einzugehen. Ein Berichtserstatter schreibt über die Diskussion der Vereinigungssache: "The discussion as a whole, while characterized by earnestness, was lacking in the old-time fire and enthusiasm, when men were contending for their convictions." Hauptsächlich auch, weil man in der liturgischen Frage hoffnungslos als geteilter Ansicht dasteht, hat man von der Vereinigung mit den südlichen Presbyterianern abgesehen. Man fürchtet Spaltung im eigenen Lager. Schon bestehen zwei Richtungen. Die konservative Partei hält fest an dem echt calvinistischen Satz: "Whatsoever is not commanded in the Scriptures is forbidden" — und da kein Gebot in der Schrift vorliege, andere Gefänge als die im Psalter enthaltenen zu singen, seien allein diese im öffentlichen Gottesdienst gestattet. Das Presbyterium von Monongahela hatte um eine Auslegung des Bekennnisparagraphen, der vom gottesdienstlichen Singen handelt, angefragt. "The memorial was based on a desire for greater freedom in some of our churches in the use of anthems and other special music. There is some complaint that the field of special psalm music is too restricted." Das zuständige Komitee brachte darauf folgenden Bericht ein: "This memorial presents the question, 'Does the Eighteenth Article of our *Testimony* prohibit the singing in our churches of Scripture words other than the Psalms?' The following answer is submitted: The Eighteenth Article of the *Testimony* is the witness of the Church to that which should be the matter of praise in the formal worship of God. It testifies solely as to formal worship. It enjoins the use of the songs contained in the Book of Psalms. It disallows the use of the devotional compositions of uninspired men. It refrains from any expression as to the use of Scripture words other than the Psalms." Damit war eine vermittelnde Stellung genommen, die aber von Vertretern beider Richtungen scharf angegriffen wurde. Die Sache wurde an das Komitee zurückgewiesen, das nun folgenden Besluß in

Vorschlag brachte: "1. That we hereby declare that the Eighteenth Article of the *Testimony* does not prohibit the singing of other inspired Scriptures than those of the Psalms in the public worship of God. 2. That the exercise of such freedom in the use of inspired Scriptures for the purpose of impulse and instruction in the way of life and for the comfort of believers shall be at the discretion and under the control of sessions." Dieser Komiteebericht wurde mit geringer Majorität zum Beschuß erhoben. Es dürfen demgemäß also Gemeinden der United Presbyterians jetzt andere in Musik gesetzte Abschnitte Heiliger Schrift (nicht also Choräle oder überhaupt Gesänge, die nicht durchweg aus Schriftworten bestehen) öffentlich gemeinsam singen! Welch ein Verzehnnt von Minze, Dill und Kümmel!

G.

Auch das zwischen den Vereinigten Brüdern und den Protestantischen Methodisten hängende Unionsprojekt ist dem Scheitern nahe. Die Vereinigten Brüder haben bekanntlich eine Episkopalregierung, und die Protestantischen Methodisten sind von der M. E. Church hauptsächlich aus dem Grunde ausgetreten, um sich dem Druck des Bischofsregiments zu entziehen; doch sind beide Gemeinschaften in der Lehre wesleyanisch. Schon vor mehreren Jahren, als man sich die organische Verschmelzung von Kirchenkörpern noch sehr leicht vorstellte, wenn man nur in einem prayerful spirit an die Sache herantrete, war es eine Vereinigung zwischen den Vereinigten Brüdern einerseits und den Protestantischen Methodisten und den Kongregationalisten andererseits, die angestrebt wurde, die aber an der Eigentumsfrage scheiterte. Später wurden wieder Verhandlungen zwischen den Vereinigten Brüdern und den Protestantischen Methodisten angeknüpft, und diese schienen auch zu einem Ziele führen zu wollen, bis sie in neuester Zeit auf ein großes Hindernis gestoßen sind, an welchem wieder alles zu zerstrecken droht. Die Generalkonferenzen beider Kirchen hatten eine Basis für die Vereinigung gefunden und ihren Kirchen zur Annahme empfohlen. Nun aber die Sache an die Jahreskonferenzen und an die Gemeinden zur Abstimmung gelangt, mehren sich die Anzeichen, daß man nur auf Kosten einer Spaltung in beiden Kirchenkörpern auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren kann! Das *Religious Telescope*, Organ der Vereinigten Brüder, bringt in seiner Ausgabe vom 14. Oktober die Mitteilungen zweier ihrer Bischöfe betreffs der Abstimmung über die Vereinungsfrage. Bischof Weekly, der älteste unter den aktiven Bischöfen dieser Kirche, der seinerzeit auch zündende Reden zugunsten der Vereinigung hielt, bläst Halt und empfiehlt, daß die Sache an ihre Generalkonferenz zu weiterer Beratung zurückverwiesen werde. Er befürchtet, daß durch die Vereinigung, falls sie durchgesetzt werden sollte, eine große Spaltung in beiden Kirchen verursacht wird. „Jeder vernünftige Unionist“, schreibt Bischof Weekly, „wünscht ein Zusammenkommen, das organische Einheit von Kopf bis zu Fuß bedeutet. Eine Vereinigung, die einen großen Prozentsatz beider Gemeinschaften ausschließen würde, wäre gar keine Vereinigung, sondern würde nur bittere Trennung verursachen, gefolgt von jahrelangen kostspieligen gerichtlichen Verhandlungen.“ Bischof Weekly erklärt auf Grund jüngst eingeholter Erfundigungen, daß die Vereinigten Brüder noch nicht bereit seien, die Vereinigung zu vollziehen. Er unterbreitete die Frage, ob die bischöfliche Behörde dem Volk die Vereinigungsfrage zur Abstimmung vorlegen, oder ob die Frage zur weiteren Verhandlung

lung an die Generalkonferenz zurückverwiesen werden solle, sämtlichen Distriktssuperintendenten seiner Kirche. Dreimunddreißig antworteten, und von diesen waren sechs für Gemeindeabstimmung, während sechsundzwanzig dafür waren, daß die Sache an die Generalkonferenz verwiesen werde. Die ersten repräsentieren 52,924, die letzteren 239,094 Glieder. Nach Bischof Weekly sieht es in der Methodistengemeinschaft, mit der man sich vereinigen wollte, betreffs der beantragten Union noch schlimmer aus als bei ihnen. Die große Maryland-Konferenz werde sich der Union nicht anschließen, wenn sie auch durch eine Abstimmung beschlossen würde. Die North Carolina-Konferenz werde in keinem Fall die gegenwärtige Basis anerkennen. Die Maryland-Konferenz hat 28,637, die North Carolina-Konferenz 21,805 Glieder, und diese beiden Konferenzen besitzen ein Drittel des sämtlichen Eigentums der Protestantischen Methodisten. Auch andere südliche Konferenzen würden sich nicht eher anschließen, bis bedeutende Modifikationen gemacht würden, welche ihren eigentümlichen Lehransichten entsprächen. Der Bischof sagt: „Personlich bin ich für die Vereinigung, wie ich das immer gewesen bin. Aber ich bin einer der letzten Männer in der Kirche, der eine Sache erzwingen würde, die uns Unannehmlichkeiten bringt. Ich habe von Anfang an gesagt und wiederhole es jetzt, daß, wenn wir eine Vereinigung haben wollen, sie von unserm Volke nahezu einstimmig angenommen werden müsse.“ Bischof Thrus J. Kephart schreibt ähnlich wie sein älterer Kollege. Auch er hat einen solchen Zustand der Ungewißheit und der Unzufriedenheit bei vielen Gemeinden der Vereinigten Brüder wahrgenommen, daß es schwer halten würde, die nötige Dreiviertel-Stimmenmehrheit für die Vereinigung zu sichern. Zudem hat sich eine der stärksten Konferenzen seiner Kirche dahin erklärt, daß sie in der Sache gar nicht handeln werde. „In Anbetracht dieser Dinge“, sagt Bischof Kephart, „scheint es mir, so gern ich die Vereinigung sehe möchte, daß die Weisheit diktiere, daß die ganze Angelegenheit an die Generalkonferenz zurückverwiesen werden sollte, damit die Trennung und Zersplitterung verhütet werde, die gewiß stattfände, wenn Abstimmung in den Gemeinden verordnet würde.“ Auf den weiteren Verlauf der Sache ist man gespannt. Jedenfalls bietet das Neueste aus den reformierten Unionsbestrebungen gewisse Anhaltspunkte, die von führenden Persönlichkeiten innerhalb der norwegisch-lutherischen Kirche unsers Landes mit Nutzen studiert werden könnten.

G.

Der Weltkrieg und das Christentum. Während sich für die politischen Grundlagen des großen Krieges in der reformierten Presse so wenig Verständnis zeigt wie vor einem Vierteljahrhundert, kommen hie und da Ansichten zur Geltung, die auf eine gesündere Auffassung der religiösen Momente in der Beurteilung des Krieges schließen lassen. Der Presbyterian kommt zu der Erkenntnis, daß man allgemein eine falsche Auffassung vom Frieden gehabt habe, die auch eine verfehlte Weltfriedenspropaganda zur Folge haben mußte. Neben mancher Unklarheit kommt dann der korrekte Gedanke zum Ausdruck, daß „general greed, love of power, boast of mechanical achievements, materialistic affection, and self-sufficiency“, vor allem „the damnable pride and unbelief of our age“ die Schuld an dem Krieg trage. Auch auf die Außerung des Unglaubens in der modernen Bibelkritik wird in dieser Verbindung hingewiesen. — Ein anderer Artikel im Presbyterian, aus der Feder Dr. Daniel Williams‘,

weist darauf hin, daß die Lehre von der tiefen Verderbtheit der menschlichen Natur durch diesen Krieg neue Bestätigung erhalten. Ein Abschnitt lautet: "This European war shows to me how firm, substantial, and true the doctrines of the old theology are; how false, absurd, and erroneous the New Theology, the Modern Theology, and every other heretical theology are; how it brings out in bold relief the old doctrine of Original Sin, or, as sometimes called. The Entire Corruption of Human Nature, or Total Depravity, as it is often termed. Our liberal and loose friends ought to learn a lesson now, and some of them are getting it. I quote the following from one of our weeklies: 'Another thing which we think every American of the fifty who got this first sight of war has come to feel is that our religion has broken down in its psychology, that our gospel has been addressed to a man who does not exist, that our sermons have been preached to an imaginary man. We have been preaching to men as highly respectable, on the whole, good, some of them saintly, while, as a matter of fact, this has been only seeming. They have seemed this because great temptations have not aroused them from their sleep. No one who came across Europe within the last month can ever hold this easy faith again. Men are beasts, cruel, lustful, revengeful, ravening, just as the Gospel represents them.' — Auch die „christlichen Nationen“ werden in vereinzelten Kundgebungen als das, was sie sind, nämlich als Fiktions, erkannt. In *Christian Workers' Magazine* wird die Frage: "But has not the Gospel been preached among, and the Christ accepted by, these warring nations?" ganz richtig von einem Einsender beantwortet: "That Christ has been preached among these peoples there can be no question; indeed, they are among the foremost missionary agencies; they have sent missionaries to preach Christ to the heathen nations of the world,— those very nations that to-day, because of this war, laugh and ridicule the Christianity which they are asked to accept as a balm for all their troubles, but which does not save these missionary nations themselves from their own present awful trouble. Yes, Christ has been preached to these nations, but they have not as nations accepted Him as Savior and Ruler. Individuals among them have done so. But national salvation is not the plan of God for this age. It is the divine purpose for this dispensation that there should be gathered out from among mankind those who, by a living faith, unite themselves, or are united by His Spirit to Christ, as Savior and Lord." Falsch ist allerdings, wenn in demselben Artikel dann behauptet wird, wenn die Frage des Kriegsführers von den einzelnen Christen entschieden werden könnte, so müßten alle Kriege "immediately and forever" aufhören. Man will dem Gedanken, daß es auch gerechte Kriege gibt, und daß auch Christen dem Kriegerstande angehören dürfen, nicht Raum geben. — In der *Sunday-School Times* hat Prof. Griffith Thomas in einem Artikel über den Weltkrieg folgende Korrektur an der Auffassung der Kirche als eines Institutes, das in erster Linie der sozialen Reform zu dienen habe, angebracht: "Perhaps the supreme lesson to be learned at the present time is that the kingdom of God is something vastly different from what is taught in many quarters to-day. Some people seem to identify the divine kingdom with the introduction of a new social order; others regard it as associated with the coming of civilization and international peace. But neither of

these is the New Testament conception of the kingdom, and this war will do some good if it reminds many, even among preachers, that all the transformation of the social order and all The Hague conventions in the world will not usher in the kingdom of God. The circumstances of the present war will open the eyes of many who have been 'sidetracked' in their preaching of a social gospel and of an evangel of international concord. After twenty years of The Hague convention, when civilization may almost be thought to have reached its consummation, and when Europe has apparently been leavened with the principles of peace, this war suddenly takes place. It shows that, in spite of everything, civilization and the kingdom of God are not synonymous terms." G.

II. Ausland.

Hat die Wortverkündigung versagt? Das behauptete fürzlich eine „Mitteilung“ des „Evangelischen Verbandes für kirchliche Gemeindepflege in Elsaß-Lothringen“ im Hinblick auf die kirchliche Lage. Die Wortverkündigung, so wie sie bis jetzt stattgefunden hat, sei ohne „entscheidende Wirkung“ geblieben. Als Heilmittel für die religiöse Notlage wird dann, ganz wie in den amerikanisch-reformierten Gemeinschaften, der social service, die „welttätige Liebe“, empfohlen. Was hierzu zu sagen ist, führen die Straßburger „Theologischen Zeitblätter“ in mustergültiger Weise aus. Es wird da gefragt: „Ist denn in unserm Lande in den letzten hundert Jahren und noch länger das unverfälschte Wort Gottes, wie Paulus schreibt, auch wirklich verkündigt worden, also daß die Gemeinden dadurch erneuert werden könnten? Herrscht nicht der Nationalismus, und herrscht nicht jetzt der Liberalismus, Richtungen, welche die rechte ‚Wortverkündigung‘ nicht haben? . . . In den ‚Mitteilungen‘ heißt es: ‚Die Wirklichkeit predigt erschreckend deutlich: Die Wortgemeinde hat versagt. Daraus folgt die Notwendigkeit, daß zu Wort und Sakrament als den konstitutiven Elementen als konsekutives Moment die welttätige Liebe treten muß.‘ Was will das bedeuten? Haben denn die jungen, man möchte sagen, unerfahrenen Herren in ihrer Weisheit erst herausgefunden, was Paulus und Luther schon vor langer Zeit gesagt haben von dem Glauben, der durch die Liebe tätig ist? Sie haben sich auch nicht auf die bloße ‚Wortverkündigung‘ beschränkt, sondern haben ihre welttätige Liebe an den Tag gelegt. . . . Nicht die ‚Wortgemeinde‘ hat versagt, wie man behauptet, sondern Pfarrer und Gemeinden, indem sie sich unter Umständen zu wenig oder gar nicht an das wahre Wort Gottes gehalten haben. Ist es jetzt anders geworden? Soll irgend ein ‚Ev. Verband‘ an die Stelle der Kirche mit ihrer Wortverkündigung treten, auf daß die rechte Bewegung in die Christen hineinkomme? Sehen wir, was der ‚Ev. Verband‘ beizweckt. Man will ‚Taten tun‘ (Mittl., S. 11). Was sind dies für Taten? Verschiedene Redner haben sich angetragen, Vorträge zu halten in den Gemeinden, welche es begehrten, z. B. über ‚Die Geschichte einer felsensteinischen Pfarrrei im Dreißigjährigen Krieg‘ oder ‚Über das Leben in unsren Burgen im Mittelalter‘. Dann soll es auch ‚Märchenabende‘ (!) geben für groß und klein (Lichtbilder) usw. Oder: ‚Was ist Aberglaube?‘ Auch die alten Nationalisten haben schon gegen den Aberglauben gepredigt. Wir fragen: Was ist da das Neue, das wert wäre, an die Stelle der ‚Wortverkündigung‘ gesetzt zu werden, also daß die ‚welttätige Liebe‘, welche bis jetzt zurückgesetzt wurde,

nun endlich durch den Ev. Verband auf den ihr gebührenden Thron gehoben würde?! Auch wurde dafür gesorgt, daß das Spiel- und Sportgeschäft „Puppenfee“ (1) in Straßburg einige der bekanntesten und beliebtesten Geräte für Jugend- und Turnspiele auf dem ersten Gemeindetag, der am 19. Juli 1914 stattfand, ausgeteilt hat. Da sind wir weit von Luther und Paulus weggekommen!“

G.

In welcher Weise liberale Theologen die Welle religiöser Erniedrigung, die gegenwärtig das deutsche Volk durchdringt, für sich zu verwerten suchen, zeigt ein Aufsatz des P. Graue (Berlin) über „Die Umgestaltung der religiösen Lage durch den Krieg“ im „Protestantenblatt“. Besonders bezeichnend ist folgender Abschnitt: „Und nun wird auch den Christen deutscher Zunge der Mut wachsen, aus dem Morgenlande aufzutauchen und ihren Glauben an Gott als Deutsche zu haben. Viel weniger in dem Gegensatz von moderner Weltanschauung und veralteten Dogmen lag die religiöse Krise mit ihren innerkirchlichen Kämpfen und der Gleichgültigkeit der Nichtkirchlichen begründet als darin, daß wir Jesus und seinen Aposteln schuldig zu sein glaubten, in unsern religiösen Vorstellungen und Gefühlen semitisch zu sein. Deutsche Ehrfurcht wird uns gewiß dauernd an Jesus immerlich binden, doch so, daß aus dieser Ehrfurcht uns die innere Zuversicht geschenkt wird, Gott in unserer eigenen Art zu erfahren und anzubeten. Nicht als sinkendes Volk, das den Untergang der Welt erwartet wie die ersten Christen, sondern als eine Nation, die sich zur Weltherrschaft ansieht und auch durch Niederlagen nicht mehr um ihren Glauben an sich selbst gebracht werden könnte. Auch nicht als zerknirschte Seelen, die zwischen Sünde und Gnade hängen und hängen, sondern als Menschen, die ihre Pflicht zu tun bereit sind, ihre Schwächen eingestehen und bekämpfen, aber sich mit Neue nicht allzulange beschweren, weil das jedenfalls in diesem weltgeschichtlichen Augenblick Zeitverschwendung wäre. Als das Volk der Ordnung, und das bedeutet für unsere Anbetung Gottes, daß wir auch den gütigen Allgeist nicht außerhalb der Welt in Dunkt und himmelhoher Herne suchen, sondern in Gesetz und Notwendigkeit, in Gewissen und Gemüt, in den Schicksalen des Vaterlandes wie des persönlichen Lebens, kurz, innerhalb der wirklichen Welt. Als Heilige haben andere Völker die verehrt, die wundertuend der Gottheit besonders nahe zu stehen schienen; der Germane hat sie als Hexen und Zauberer verbrannt, weil sie ihm unheimlich waren und seinen Glauben an die Treue Gottes störten. Nur wenn Gott immer und überall zuverlässig ist, ein ordentlicher Gott, mögen wir ihm vertrauen, und können wir arbeiten.“ Offenbar glaubt P. Graue auch nach den Ereignissen, durch welche das deutsche Volk so mächtig erschüttert worden ist, für derlei hirnloses und gottloses Gewäsch eine dankbare Leserschaft zu haben. Wir hoffen, daß er sich täuscht. Zu dieser Zeit das ewige Gotteswort dem christlichen Volk noch als undeutsch, „semitisch“, zu verdächtigen und gegen allzutiefe Buße zu warnen, ist ein abscheuliches Attentat auf die neu erwachende Erkenntnis, daß im Herrn allein Trost und Hilfe ist, und der letzte Satz geradezu eine Herausforderung göttlicher Strafen. Treffend sagt die „A. G. L. K.“ zu dieser neuesten Probe liberaler Herzensfrömmigkeit: „Man möchte den Verfasser nur eine Woche in den Schübengräben in Frankreich wünschen, ob er unter den Schrecknissen des umgebenden Todes und mitten unter den betenden Soldaten noch Raum für

seine frevelhaften Worte fände. Und wenn er sie ausspräche, würde man ihn schnell zu den Schützengräben hinausbefördern.“ G.

Die gottesleugnerischen Monisten in Hamburg hatten den Mut, aus Anlaß des entbrannten Krieges eine öffentliche Versammlung nach Art der Kriegsbesprechungen in dem größten Saale einzuberufen und ihren Geistungsgegenossen, P. Heydorn, als Hauptredner anzukündigen. Sie hofften wohl, daß ihr Ruf eben solche Scharen herbeiziehen werde wie der der Glocken der christlichen Kirchen, die nicht selten schon vor Beginn des eigentlichen Gottesdienstes abgeschlossen werden müssen, weil selbst kein Stehplatz mehr zu finden ist. Die Polizei hat die Genehmigung versagt, offenbar im Einverständnis mit dem Senat, bzw. dem Generalkommando, in der richtigen Erkenntnis, daß jetzt die Zeit zu ernst ist für die Phrasen der Monisten, die unser Volk von dem lebendigen Gott abzubringen suchen, bei dem allein sein Heil steht, und der ihm in der gegenwärtigen Kriegsnot allein helfen kann. (A. E. L. R.)

Ob die Geistlichen aktiven Soldatendienst übernehmen, also mit den Truppen ins Feld ziehen und an den Kämpfen teilnehmen sollten, ist eine Frage, die gegenwärtig viel besprochen wird. In einer längeren Abhandlung über den „jetzigen Krieg und Luther“ sagt hierzu der bekannte Lutherforscher Prof. D. Walther: „Nach Luther macht nicht einmal der Mönchstand unmöglich, dem Ruf der Obrigkeit zu den Fahnen zu folgen, also auch nicht der Predigerstand. Andererseits aber hat Luther es verurteilt, daß Bischöfe und Geistliche ihren von Gott erhaltenen Beruf preisgeben und ins Feld zogen. Und es kann in der Tat auch eine sündhafte Geringachtung des Berufes, in dem man steht, zugrundeliegen, wenn man ihn so ohne alle Bedenken aufgibt, um zu den Waffen zu greifen, ohne hierzu gefordert zu sein. Aber wenn nun die Gefahr, die unserm Vaterlande droht, so erschreckend groß ist wie in der Gegenwart, wenn die Masse der zu Deutschlands Vernichtung von allen Seiten heranstürmenden Feinde so viel größer sein wird als das Heer, das wir ihnen entgegenstellen können? Müssten da nicht auch die Geistlichen stolze Freude fühlen, wenn auch sie ihr Leben zur Rettung ihres Vaterlandes wagen dürfen? Gewiß; aber sie sollen auch nicht vergessen, wie notwendig die Arbeit ihres Berufes gerade auch für die Erfüllung des Sieges sein kann. Denn wieviel kommt darauf an, daß in den Gemeinden der Heimat der rechte Geist lebendig bleibe, der Geist des Gebetes, des demütigen, bußfertigen glaubensvollen Gebetes, der Geist der Opferfreudigkeit, da man selbst das Teuerste zu verlieren bereit ist, wenn nur der Sieg erstritten wird, der Geist tatkräftiger Hilfsbereitschaft zur Stärkung und Labung der im Felde kämpfenden, zur Trostung und Aufrichtung der Verzagten, zur teilnahmbollen Pflege der Vermüdeten. — Sollte es aber kirchliche Behörden geben, die dazu neigen, auch solche Geistliche für unabkömmlich zu erklären, die es nicht wirklich sind, so kann dazu auch das Gefühl bestimmen, daß Hauen, Stechen und Würgen einen Flecken auf die Hand eines Mannes zu bringen scheint; der das Evangelium des Friedens verkündigen und das Wasser der Taufe und das Brot und den Wein des heiligen Abendmahls spenden soll. Und dieser Empfindung wird man nicht jede Berechtigung absprechen dürfen. Vermutlich wird ein Geistlicher, der alle Greuel der Schlacht miterlebt hat, in seiner Gemeinde nicht von dem erzählen mögen, was er selbst dabei zu tun genötigt gewesen ist. Er weiß, es war seine Pflicht, und doch ist ihm, als

könnte es ihm in dem Urteil seiner Gemeindeglieder schaden, wenn sie sich das von ihm vorstellten. Wir haben nun einmal das Gefühl, es sollte auch alles Äußerliche bei einem Menschen seinem Innersten, seinem Wesensgehalt, völlig entsprechen. Nicht alles, was an sich erlaubt ist, ja Pflicht sein kann, können wir bei jedermann ertragen, etwa weil es mit seinem besonderen Beruf nicht zu harmonieren scheint. . . . Und solange dies gilt, so lange muß auch hier Luthers so oft betonte Mahnung gelten, „die Schwachen zu schonen“, also um der nun einmal bei vielen herrschenden Empfindungen willen die Diener der Kirche so weit als möglich vor der Teilnahme am Blutvergießen zu bewahren. Aber erstens können noch manche Geistliche sich im Felde dem Tode aussehen, ohne selbst die Waffen zu führen. Wenn man bedenkt, daß nach Luther gerade „in der Gefahr und Todesnot des Krieges am meisten an Gott und die Seele zu denken ist“, und dann hört, wie viele unserer im Felde stehenden Brüder noch keinen einzigen Feldprediger zu sehen bekommen haben, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß noch mancher Pastor in seiner Gemeinde eher zu entbehren ist als auf dem Schlachtfelde und im Lazarett. Zweitens kann die Lage eines Volkes so arg werden, daß kein waffenfähiger Sohn unsers Volkes im Kampfe zu entbehren ist. Dann wird auch jene Rücksicht auf die gegen den Kriegsdienst des Geistlichen noch bestehende Abneigung keine Berechtigung mehr haben. Dann wird der Ausspruch Luthers zu gelten haben: „Der Papst hat festgesetzt, daß die Geistlichen nicht kämpfen dürfen. Aber Gott muß jeder gehorchen. Wenn er von Gott gerufen wird, so darf er nicht einmal fragen, ob er auch unrecht handle. Magst du also Papst oder Mönch oder Laie sein, wenn Gott dir gebietet, mit dem Schwerte zu kämpfen, so gehorche!“ So mögen denn, falls es nach Gottes Willen sein muß, die kirchlichen Behörden auch ihre Geistlichen dazu anleiten, mit dem Bewußtsein, daß ihnen nun dieser Gottesdienst von dem Herrn verordnet ist, zum Schwerte zu greifen.“ — Es hat nicht an Geistlichen gefehlt, die sich an den Kaiser gewandt haben mit dem Gesuch, unter die in der Schlacht stehenden Truppen eingereiht zu werden. Es lief z. B. folgendes Schriftstück im Hauptquartier ein: „Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitten untertanigst 26 Superintendenten der Rheinprovinz und der von Hohenzollern zugleich im Namen vieler Amtsbrüder, den evangelischen Geistlichen des Beurlaubtenstandes, die von ihren Presbyterien für abkömmlich erklärt werden und in der Militärseelsorge oder der Krankenpflege keine Verwendung finden, gestatten zu wollen, dem Vaterland in gegenwärtiger außergewöhnlich ernster Kriegszeit auch mit der Waffe dienen zu dürfen.“ Darauf lief am 22. September aus dem Hauptquartier folgende telegraphische Antwort ein: „Se. Majestät der Kaiser und König lassen für die patriotische Kundgebung der Superintendenten der Rheinprovinz und von Hohenzollern danken. Angesichts der großen Arbeit in der Militärseelsorge und der bedeutungsvollen Aufgaben auf dem Gebiete der Seelsorge für die Verwundeten und die Familien der im Felde gefallenen und noch kämpfenden Helden vermögen Se. Majestät jedoch die erbetene Erlaubnis zum Waffen-dienst der Geistlichen nicht zu erteilen. Auf allerhöchsten Befehl: Der Geh. Kabinettsrat von Valentini.“ Die „A. E. L. K.“ bemerkt dazu: „Jedenfalls ein seltsames Bild: die Vertreter des kirchlichen Amtes drängen sich zu den Waffen, weil ihnen der Ernst der Kriegszeit das zu erfordern scheint, und der oberste Kriegsherr verweist sie um derselben Ursache willen auf die

Aufgaben ihres kirchlichen Amtes! Wer hat wohl am besten Christi Sinn und den Willen Gottes erkannt?"

G.

Der Buddhismus in Deutschland. Vor mehr als zwanzig Jahren sprach ich einmal mit einem ausländischen Phrenologen über Religion. Dieser Herr erklärte den Buddhismus für die beste aller Religionen. Ich lächelte damals. Aber das war zu früh. Heute steht die Sache ganz anders in Deutschland. Vor einiger Zeit lasen wir folgende Notiz: über den Wässern der Saale steht der neue Stern. Aus Halle soll das neue Heil über Deutschland und Europa kommen. Dort soll Buddha neu geboren oder vielmehr neu gegründet werden. Es hat sich dort unlängst ein „Bund für buddhistisches Leben“ zusammengetan, der sich nicht damit begnügen will, die Verbreitung kulturgechichtlicher und sprachwissenschaftlicher Kenntnisse des buddhistischen Östens zu verbreiten, sondern nichts weniger beabsichtigt, als die Wahrheiten und Lehren Buddhas in das persönliche und religiöse Leben der Deutschen einzuführen. Der Bund macht sehr lebhafte Anstrengungen. Er gründet Ortsgruppen in Berlin, Hamburg und München. Er gibt auch eine „Zeitschrift für Buddhismus“ heraus, die das „Evangelium“ Buddhas mit Eifer verkündet. Gleich das erste Heft, das vor mir liegt, predigt große Worte: „Nur ein Ziel darf vor uns stehen: die Aufhebung des Leidens. Und das soll unsers Lebens und Simmels Richtschnur sein: Nirvana zu finden. Den Weg dazu hat der Buddha klar und deutlich gezeichnet.“ So liest man in dem einleitenden Aufsatz von Dr. Wolfgang Bohn, dem Präsidenten des nirwanasuchenden Bundes, und auch die übrigen Artikel: „Buddhistischer Gottesdienst“, „Auf dem Wege zum Buddhismus“ usw., zeigen, wie eng sich der neue Bund an die Gewandzipfel Buddhas hängen will. Er proklamiert die fünf „Sikas“; das sind die fünf Moralsätze Buddhas, in denen das Töten, Stehlen, Lügen, der Ehebruch und der Alkoholgenuss verboten werden, die aber durchaus nichts eigentlich Buddhistisches haben, sondern einfach ethische und hygienische Ratschläge für ein gutes Leben sind.

(Evangel. Bausteine.)

Deutschland und die Türkei. Seitdem die Türkei als Bundesgenossin auf die Seite Deutschlands getreten ist, herrscht in kirchlichen Kreisen Deutschlands vielfach Unsicherheit, ob und wiefern deutsche Christen den Mittäcker unter dem Zeichen des Halbmondes in ihre Fürbitten einschließen sollen. Im „Bremer Kirchenblatt“ wird geschrieben: „Man erinnert sich daran, daß der Türke durch Jahrhunderte hin der ‚Erbfeind‘ des Christentums gewesen ist, daß Luther die Deutschen ein tägliches Gebet wider ‚der Türkens Mord‘ gelehrt hat. Unsere Gegner werden mit dem Finger auf die ‚Armeniergreuel‘ zeigen, die vor bald zwei Jahrzehnten die christliche Welt und auch uns entsetzten, soweit wir für die völlige Unschuld der Armenier Beweise hatten. Und wie oft, wie eindringlich hat die nun durch Englands Sünde traurig unterbrochene Weltmissionsbewegung als ihren gegenwärtigen Hauptfeind den Islam und sein Vordringen bezeichnet! Mit besonderem Nachdruck ist das ja auf der Edinburger Weltmissionskonferenz geschehen. Wir alle glaubten, es müsse gegenwärtig Gottes Wille sein, daß wir im Zusammenwirken vor allem mit der Weltgroßmacht der englischen Mission jenen ‚Hauptfeind‘ bekämpfen. Nun hat Gott alle diese Menschengedanken zerschlagen und uns die Scherben vor die Füße geworfen, so daß heute niemand sagen kann, ob da späterhin überhaupt noch etwas zusammengekittet werden kann.“ Es wird dann eine Parallele gezogen zwischen der

Hilfe, die jetzt Deutschland von der Türkei erfährt, und der Rettung Israels durch König Cyrus. Obwohl es uns scheint, als ob der Vergleich etwas stark hinkt, so ist die Ausführung über diesen Punkt doch interessant genug, um hier Platz zu finden. Es heißt da: „Nach dem Zukünftigen fragt mich, und in betreff meiner Söhne und des Werks meiner Hände lasst mich sorgen“, so spricht Gott bei Jesaias im 45. Kapitel, das die Rettung des Gottesvolkes Israel durch den Heiden Cyrus ankündigt. Hier haben wir eine überaus lehrreiche Parallele zu unserer Waffenbrüderschaft mit der Türkei. Cyrus ist „Gottes Hirt“, der Ausrichter seiner Pläne, „dessen rechte Hand Gott ergriffen hat“. Vor ihm her will ich eherne Türen zertrümmern und eiserne Riegel zerhauen und will dir im Dunkel ruhende Schätze geben und tiefversteckte Reichtümer dir auftun“. Getrost dürfen wir das grundsätzlich auf die Hilfe anwenden, die uns erstanden ist, und darum dürfen, ja sollen und wollen wir auch für den neuen Bundesgenossen beten, wie Israel für Cyrus gebetet hat, daß alles diene zu Gottes Ehre und zur Verherrlichung des Namens unsers Herrn. Wir haben ja diese Mächtegruppierung nicht geschaffen. Wir haben den neuen Bundesgenossen nicht künstlich, nicht raffiniert und nicht gewaltsam an unsere Seite gezerrt, wie die Feinde es mit den Japanesen, den Hindus, Senegalegern, Marokkanern usw. getan haben. Eine Nötigung von weltgeschichtlicher Kraft, der gottgewollte nationale Selbsterhaltungstrieb“ (was heißt das?) „gegenüber der Politik großer Raubtiere hat die Türkei auf unsere Seite getrieben. Diese Raubtiere mache man verantwortlich, wenn man Verantwortliche suchen will! Die Türkei hat mit ihrem Kriege eine gerechte Sache.“

G.

Von den Protestanten in außerdeutschen Ländern erfährt Deutschland wenig Sympathie in dem Kampf, den es führt. Auf die Haltung der Waldenser ist in unserer Zeitschrift schon Bezug genommen worden. Zur „Neutralität“ der evangelischen Christen in der Schweiz gab der „Christliche Volksbote aus Basel“ kürzlich einen neuen Beitrag. Er enthielt folgende Artikel zum Krieg: 1. „Die Geschichte eines deutschen Leutnants“ aus dem Jahre 1866. Der „deutsche“ Leutnant ist ein gotteslästerlicher Mensch, der erst durch die Schrecken des Schlachtfeldes aus einem „verirrten Menschenkind“ zum Begnadigten wird. 2. „Brief eines französischen Soldaten an seine Schwester“ aus dem gegenwärtigen Kriege. Der „französische“ Soldat ist fromm, lebt in der Bibel und schreibt tief erbaulich. 3. Im „Briefkasten“ des „Volksboten“ erscheint ein Protest gegen einen früheren Artikel des Blattes, der das deutsche Vorgehen in Belgien mit der Handlungsweise Israels gegen die Amoriter zu decken versucht hatte. Die Redaktion antwortet darauf, daß man über die Sache jetzt noch kein gerechtes Urteil fällen könne, zitiert aber gleichwohl aus der Zeitschrift eines „verehrten Waadtländer Freundes“, „wie heilig gerade das alte Israel seine Eide, sogar erschlichene Eide, wie den Bündniseid mit den Gibeoniten, gehalten habe“. 4. Eine längere Korrespondenz aus der evangelischen Kirche in Belgien sagt am Schluß: „Ich glaube, daß unsere Sache eine gerechte gewesen ist, und so halten wir uns fest an den großen Herrn der Gerechtigkeit.“ Das (französische) *Conseil de la Fédération Protestante* hat sich auf einer Versammlung vom 28. September geäußert, wie folgt: „Die Versammlung tadeln den Missbrauch der frommen Nedensarten, in dem die Kaiser von Deutschland und Österreich

seit Beginn des Krieges das skandalöse [!] Beispiel geben, und konstatiert mit Betrübnis, wie sehr diese Ausbeutung Gottes der Religion in dem modernen Bewußtsein zu schaden droht.“ Derselbe *Conseil* (Vorstand) drückte im Namen des ganzen französischen Protestantismus seinen tiefen Schmerz darüber aus, daß er sehen muß, wie nach so vielen Jahrhunderten des Christentums zwei große Kaiserreiche „systematisch die besten Ordnungen des Völkerrechtes verlehen“. Er ist „mit der ganzen zivilisierten Menschheit empört“ über die Zerstörung Lüttichs und die Beschließung der Kathedrale von Reims. Er weist endlich vor der ganzen Christenheit auf den Schaden hin, der durch Maßnahmen verursacht wird, die „unter dem Deckmantel evangelischer Worte zu einer Verwirrung der Religion der Propheten und Jesu Christi führen“! In der Erklärung von 42 Vertretern der verschiedenen Kirchengemeinschaften Englands heißt es: „Es darf kein Mißverständnis über unsere Lage obwalten. Von dem eifrigeren Wunsche nach Frieden beseelt, als solche, die in der ersten Reihe für ihn gekämpft haben, insbesondere darauf bedacht, die enge Gemeinschaft von Deutschland und England zu fördern, fühlen wir uns dennoch veranlaßt zu erklären, daß, wie teuer uns auch der Friede sein werde, die Grundsätze der Wahrhaftigkeit und der Ehre uns noch teurer sind. Hätten wir anders gehandelt, als wir tun, hätten wir wissenschaftlich eine Verpflichtung umgangen, an die wir uns feierlich gebunden haben, so wären wir unseren Verantwortungen und Aufgaben im Hinblick auf die Erhaltung des öffentlichen Rechts in Europa ausgewichen. Wir haben Stellung genommen für den guten Glauben im internationalen Leben, für die Erhaltung der kleinen Nationalitäten und für die Wahrung der wesentlichen Lebensbedingungen für die Brüderschaft unter den Völkern.“ Daß man im ungäubigen Lager der Feinde Deutschlands noch in ganz anderer Weise über die Berufungen Kaiser Wilhelms auf Gott und sein Bekenntnis zum Christenglauben herzieht, läßt sich denken. Nur ein Beispiel. Die *Revue Pratique d'Apologétique* gab aus der *Guerre Sociale* von Gustave Hervé in ihrer Septembernummer zwei Schmähbilder wieder. Auf dem ersten sieht man den deutschen Kaiser auf den Knien mit nebengedrucktem Titat seines herrlichen Glaubensbekenntnisses in der denkwürdigen Reichstagsitzung; vor ihm aber steht der Heiland mit abweisender Handbewegung, und als Unterschrift liest man: „Je préfère le baiser de Judas“! Das zweite Bild zeigt den angeblich erschossenen Pfarrer von Moineville an der französischen Grenze und trägt als Überschrift: „Leur première victoire.“

G.

D. theol. von Hindenburg. „Schwulst“ nannten wir letzthin die Begründung, die nach deutschländischen Nachrichten die Verleihung der Doktorwürde an Feldmarschall von Hindenburg begleitete. Es stellt sich jetzt heraus, daß diese Begründung (s. L. u. W. 1914, S. 573) auf einem Scherz beruht, der allerdings in diese schwere Zeit wenig paßt. Nach einer späteren Notiz in der „Evangelischen Zeitschrift“ (Berlin), der wir den Wortlaut jener Fiktion entnommen hatten, lautete das Elogium für alle vier Fakultäten, also einschließlich der theologischen, gleich und hatte (aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt) folgenden Wortlaut: „Dem Führer der achten deutschen Armee, der die Truppen der Russen geschlagen, zerstreut und vernichtet und dadurch den väterlichen Boden Ostpreußens und der deutschen Kultur gegen die feindliche Barbarei verteidigt und beschützt hat.“

G.